

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0034

LOG Titel: IV. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Neuer
Bücherei

der
schönen Wissenschaften
und freyen Künste.

Des II. Bandes 4. Stück.



Leipzig,

Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat April 1746.

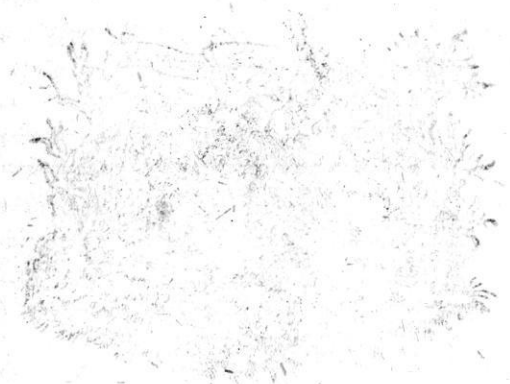
1870

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

REPORT OF THE

COMMISSIONERS OF THE



CHICAGO, ILL., 1870



I.

Poesie d'Alessandro Guidi, non più raccolte, con la sua vita nouamente scritta dal Signor Canonico Crescimbeni, & con due Ragionamenti de Vincenzo Gravina non più divulgati. In Verona. in 12.

Das ist:

Gedichte des Herrn Alexander Guidi, nebst seinem Leben, welches der Domherr Crescimbeni aufgesetzt, und mit einem paar Abhandlungen von dem Herrn Vincenz Gravina zc.

Diese Gedichte gehören mit unter die Besten, die in diesem Jahrhunderte in Welschland ans Licht getreten; und verdienen also wohl den deutschen Liebhabern toscänischer Musen bekannter zu werden, als sie ihnen bisher gewesen. Außer diesem verdienen auch die beygefügte Stücke, ihrem Inhalte nach, einen Auszug; indem sie uns die heutigen Begriffe erklären, welche die berühmtesten Männer in Welschland von der Poesie überhaupt, und ihrer Landsleute ins

besondre, sowohl im vorigen, als ihigen Jahrhunderte hegen. Die Zueigungsschrift des Buches, ist von dem Verleger an die gelehrte Gräfinn Donna Clelia Grilla Borromea, gerichtet; der er nicht nur eine große Wissenschaft in der Weltweisheit und den freyen Künsten, sondern auch einen starken Trieb, die schönen Wissenschaften zu beschirmen und zu befördern, zuschreibt. Hierauf folget ein wohlgemachtes Kupfer des Poeten, und das Leben desselben, welches Herr Crescimbeni entworfen hat. Wir wollen von demselben das vornehmste mittheilen: weil es den Liebhabern der freyen Künste zu vieler Aufmunterung gereicht, wenn sie die Schicksale berühmter Männer kennen lernen, die mit ihnen einerley Neigung gehabt haben.

Alexander Guidi ist den 14 Jun. 1650 zu Pavia geboren, und noch denselben Tag Carl Alexander getauft worden: welchen ersten Namen er aber hernach weggelassen. Sein Vater, Bernhard Guidi war ein ansehnlicher Bürger daselbst; und seine Mutter hieß Magdalena Figarola. Sie gaben ihm eine gute Erziehung; und nach geendigten Schulstudien, gab er die trefflichsten Proben seines Wises, so daß ihm auch der Herzog zu Parma Ranuccio II. an seinem Hofe große Gnadenbezeugungen erwies. Er hatte sonderlich einen starken Trieb zur Poesie in seiner Muttersprache, sogar, daß er auch in ungebundner Rede sehr poetisch zu schreiben pflegte. In Oden erwarb er sich vornehmlich viel Beyfall; und sah sich 1681. schon ge-

nöthiget, die einzeln herumfliegenden Stücke zusammen drucken zu lassen; wobey auch ein Singspiel *Amalafunta* genannt, befindlich war.

Zu dieser Zeit, sagt Herr Crescimbeni, war der Geschmack in der Dichtkunst auf den höchsten Gipfel der Verderbniß gestiegen. Denn man hatte den Gebrauch unmäßiger Hyperbolen, fehlerhafter Metaphoren, falscher Bilder, seltsamer Erfindungen, ausschweifender Einfälle, unrichtiger und barbarischer Redensarten, so hoch getrieben; daß die so schöne toscanische Poesie, alle Grenzen der Artigkeit überschritten, und sich in den Abgrund alles Frostes gestürzt hatte *. Diesen Verfall sahen nur einige wenige, die noch die rechten Regeln der Kunst beybehielten, so wie sie selbige von ihren Lehrern bekommen hatten; die aber in keine Betrachtung kamen, und sehr geringe geschäzet wurden, mit einer inniglichen Betrübniß an. Eine so schädliche Nahrung aber zog auch unser Guidi anfänglich in sich; ließ doch aber unter dem Unflath seines Jahrhundert einige Stralen der schönen Edelgesteine blitzen, die sein trefflicher Kopf nachmals, zu einer andern Zeit, und unter einem andern Himmel hervorbrachte. Er konnte also dazumal den guten Geschmack nicht bekommen:

Et 3

er

* Wer auf einige unsrer ist beliebtesten Dichter acht hat, der wird finden, daß der heutige deutsche Geschmack, sich allmählich zu eben der Verderbniß senket, darinn die Welschen und wir Deutschen selbst im vorigen Jahrhunderte gesteket haben.

er erwarb sich doch aber durch seine Geschicklichkeit in den wichtigsten Geschäften, sowohl die Gnade des Fürsten, als die Gunst des Adels.

Im 1683. Jahre gieng er auf Erlaubniß des Fürsten nach Rom, woselbst sein Name schon bekannt geworden war. Er machte sich bey den Großen, sonderlich aber bey der Königin in Schweden Christina bekannt; welche ihn auch, so bald sie seine Poesie kennen lernte, an ihrem Hofe haben wollte. Als daher die Zeit seines Urlaubes zum Ende lief, begab er sich zwar wieder nach Parma: allein, auf Ansuchen der Königin, machte sich der Herzog eine Ehre daraus, daß einer seiner Unterthanen das Glück hätte, dieser großen Prinzessin Gnade zu verdienen. Er gab ihm also 1685. Befehl, sich an ihren Hof zu begeben: woselbst er sogleich in die königliche Gesellschaft aufgenommen ward, die aus den gelehrtesten Männern in Rom bestand. Hier fand nun Guidi zwar eben die Schreibart im Schwange, die er aus Parma mitbrachte: lernte doch aber aus dem Umgange mit etlichen Gelehrten, die solch ein Verberben beaufzeten, und an ihm einen schönen Wis bemerkten, der ihn zu einem pindarischen Wesen geschickt machte, daß er nicht auf dem rechten Wege wäre. Sie riethen ihm also, sich Pindars Schönheiten bekannt zu machen; und verwiesen ihn auf desselben großen Nachahmer, Chiabrera. Sie priesen ihm ferner den Dantes und Petrarcha an, Namen, die damals den Poeten unbekannt waren; ungeachtet keine poetische Schreibart in Ita,

Italien, ohne ihre Muster, vollkommen werden kann. Endlich war er überzeuget, daß das Lob, welches er bis dahin erhalten hatte, nur dem übeln Geschmacke, der damals herrschete, nicht aber dem Beyfalle der Kenner zuzuschreiben wäre *. Dieses bekennet er selbst in der Zueignungsschrift zu den Homilien des Papstes Clemens XI. die er in Ver- se gebracht hat. Als er daher wiederum nach Par- ma kam, so änderte er seine ganze Schreibart: und ob er gleich noch nicht alle alte Vorurtheile ab- legte; so fand er doch bey seiner Rückkunft nach Rom, auch schon bey vielen klugen Kennern Bey- fall, die wohl sahen, was für ein Geist in ihm verborgen steckte.

In diesem neuen Geschmacke nun fand er einen so großen Beyfall, daß die Königin von Schwe- den sich seiner Feder bey einem großen Feste be- diente, welches sie 1678. Jacob dem II. Könige in England, zu Ehren anstellen ließ: als selbi- ger zum Throne gelanget war, und einen Gesand- ten an den Pabst schickte. Dieses bestund in einer Rede und musikalischen Aufführung eines Gedichtes. Die erste hielt der beredteste unter den römischen Geistlichen, Joh. Francisc. Albani, der nachmalige Pabst Clemens XI. Das andere aber

Et 4 mach-

* Wer sich bey uns nicht auf Neukirchen besinnet, der anfangs in dem lohensteinischen Geschmacke Beyfall erhalten hatte, bis ihm in Berlin die Augen geöffnet worden; der lese die Vorrede zu seinen Gedichten, die vor ein paar Jahren beyammen herausgekome- men sind.

machte Guidi, der beste Poet. Dieses ward unter dem Titel, *Academia per Musica* gedruckt; und wies, daß die musikalischen Gedichte eben so vieler Schönheiten fähig wären, als andre; ob es gleich den unwissenden Musikmeistern nicht gefallen wollte: weil sie nicht solche leichte laufende Verse darinn antrafen, als sie gewohnt waren. Noch mehr: die Königin hatte selbst eine neue Art dramatischer Gedichte ausgedacht, und zwar in der Fabel vom *Endimion*, welche sie dem Guidi auszuführen auftrug. Er vollzog solches so sehr nach ihrem Sinne, daß es schien, die Königin hätte mit seinem Verstande gedacht, er aber mit ihren Gedanken geschrieben.

Gleichwohl entzog ihm in seiner Abwesenheit der Herzog von Parma seine Gnade nicht, sondern ließ ihm durch seinen Minister, noch immer von Zeit zu Zeit seine Besoldungen zahlen. Hierzu kam noch eine fette Präbende, die gedachte Königin ihm beim Pabste Innocenz dem XI. ausbath. So konnte er nun ganz reichlich leben, und in aller Ruhe die neue Art im Dichten zur Vollkommenheit bringen, die er sich vorgesezt hatte. Im 1689 Jahre starb indessen die Königin Christina; und der Herzog von Parma wies ihm eine freye Wohnung in seinem Pallaste zu Rom an. Er bedauerte den Tod seiner Wohlthäterinn, und verehrte ihr Andenken, mit einem vortrefflichen Gedichte, woraus sowohl sein Geist, als seine Erkenntlichkeit hervorleuchteten. Gleich darauf verlor er den Cardinal Azzolini, der ihn der Königin bes

bekannt gemacht hatte; hatte aber das Vergnügen daß Albani, sein neuer Gönner, Cardinal, ja endlich Pabst ward: da er denn zugleich die Stelle der Königin vertreten konnte.

Im 1691. Jahre wagte es Guidi, Gedichte, die nach der neuen Art abgefasst waren, in einer Sammlung der arkadischen Schäfer ans Licht zu stellen. In verschiedenen der vornehmsten Städte von Welschland, war der bisherige Irrweg und diejenige Eitelkeit im poetisiren nun schon verdächtig geworden, welche die Begierde nach etwas Neuem, und die wenige Kenntniß in andern Wissenschaften eingeführet hatten; und man fieng schon hier und da an das Joch der Barbarey abzuschütteln: nur wußte noch niemand ein Mittel, den übrigen ihre Verblendung recht vor Augen zu stellen. Noch schwerer war es, ganz Italien zu der guten Art im Dichten zu leiten; weil vielleicht eine so große Ehre nur für Rom selbst aufgehoben war. Rom nahm also auch eine so schwere Unternehmung über sich, und vollführte, ohne sich seinen Vorsatz merken zu lassen, in kurzer Zeit dieses Vorhaben aufs glücklichste. Denn hätte man in die kleinen Akademien, die damals blüheten, eine Verbesserung einführen, oder sonst irgend was thun wollen, daraus man solches hätte schließen können: so würde man sich bey der unzählbaren Menge der Versmacher lauter Haß und Zorn zugezogen haben. Man entschloß sich also, die Ehre dem Glücksfalle zu überlassen: und wie zu der Zeit die wenigen, die dergleichen Gedanken hegten, oft mit einander insgeheim

zusammen kamen, und einander ihre Arbeiten vorlasen; so ward in dergleichen Versammlungen die große Anstalt gemacht, die sie im Sinne hatten.

Im 1690. Jahre den 5. Octob. ward ihr der Name von Arkadien erwählet, um zu erkennen zu geben: daß man nicht eine neue Akademie stiften wolle, um die Alten eifersüchtig zu machen; sondern nur eine schlechte, oder bürgerliche Umgangsgesellschaft aufzurichten. Die Geseze wurden auch nicht nach der Art eingerichtet, wie sonst bey dergleichen Akademien gebräuchlich ist; sondern so, wie es sich für Leute schickte, die vorgaben: sie giengen aus der Stadt aufs Land, um ein Schäferleben zu führen, und daselbst eine demokratische Republik zu stiften, worinnen sich ein jeder mit einem Hirtennamen verkleiden sollte, damit eine vollkommene Gleichheit unter ihnen seyn möchte *. Es ist nicht auszusprechen, was die Neuigkeit dieser Sache für ein Aufsehen in Rom gemacht, und Welch ein unglaublicher Zulauf von Leuten sich gefunden, die diesen Versammlungen beywohnen wollen. Allein es ward nicht einem jeden verstatet; ja es war nur unter gewissen Bedingungen erlaubt, ihnen zuzuhören. Diejenigen nun, die dazu kamen, breiteten in der ganzen Stadt das Lob derjenigen Stücke aus, die sie daselbst vorlesen gehört:

* Man weiß, daß bey uns, theils in der fruchtbringenden Gesellschaft, theils in dem Orden der Pegnitzschäfer vor mehr als hundert Jahren eben das geschehen ist. Siehe das 1. Stück des 1. Bandes in diesem Büchersaale.

höret: und die Neubegier trieb bald die gelehrtesten und vornehmsten Prälaten, auch viel andre gelehrte Männer, kurz, einen rechten Ausbund der römischen Gelehrsamkeit, sich auf die Schönheit dieser neuen Schreibart zu legen. Ja man sieng an, alles andre ganz ekelhaft zu verabscheuen, was nicht nach der Art der neuen Arkadier geschrieben war. So wurden alle italienische Städte mit Colonien aus Arkadien bevölkert, und zwar so glücklich, daß die Barbaren überall ausgerottet, und die gewünschte Absicht allenthalben befördert wurde. Guidi nun, war zwar eben einer der ersten, der diese arkadische Gesellschaft stiftete; ward aber erst 1691. den 2. Jul. nebst vielen andern berühmten Männern darein aufgenommen, als sie nur neun Monate gestanden hatte.

Sein erstes Gedicht, das er daselbst zum Vorscheine brachte, war Endimion, der bey dem Leben der Königin noch nicht gedruckt worden war. Es ward in der Versammlung, in Gegenwart einer großen Menge von Zuschauern, von dreyn Arkadiern, aufgeführt, und durchgehends, wegen der neuen und glücklichen Verbindung der Schäfereinfalt, mit einem majestätischen Wesen und erhabenen Gedanken, bewundert. Anfänglich hatte dieß Stück nur drey Aufzüge, weil es die Königin von Schweden hatte musikalisch aufführen lassen: allein da diese Ursache weggefallen, so hat es der Verfasser nach alter Art in fünf Aufzüge abgetheilt, auch Chöre dazu gemacht; und das Stück 1692. unter seinem Hirtennamen *Erilus Cleoneus*, ans Licht gegeben.

geben. Hernach ward ihm aufgetragen, die Abweisung des Apollo von der Daphne in einer Cantate vorzustellen; worinn er eben so glücklich war, und das Vergnügen hatte, zu sehen, daß die Herzoginn von Zazarolo sie in ihrem Garten aufführen ließ. Endlich fieng er an, sich auf Oden zu legen, und brachte ein so ordentliches Sylbenmaaß, und so vielen Wohlklang hinein, daß alle Zuhörer dadurch entzückt wurden: ob ihm gleich andre rietzen, er sollte sich nicht so binden, und seinen Geist nicht so sehr einschränken, um desto mehr edle Gedanken auf eine prächtige Art auszudrücken *. Allein er ließ sich dieses nicht irren: und wie er der Urheber einer neuen Schreibart war, so wollte er auch der Stifter einer bessern äußerlichen Einrichtung der Verse seyn. Und in der That muß mans gestehen, und wir wollens hernach mit Exempeln darthun, daß Guidi ganze Oden in einer so richtigen jambischen oder trochäischen Scansion geschrieben, als sonst von den Welschen kaum in den kurzen Opernarien beobachtet zu werden pflegt: indem sie in ihren übrigen Gedichten insgemein nur die Sylben zählen, und auch das noch wohl ziemlich nachlässig und willkürlich thun.

Allein, endlich hat er sich doch noch überwinden lassen, und wieder angefangen, sich, aus Begierde nach

* So pflegen auch einige Verderber unsres deutschen Geschmacks zu sagen, wenn man ein richtiges Sylbenmaaß, und wohlklingende Reime von ihnen fordert; welches beides sie nur für ein obotritisches Klapperwerk ausschreyen wollen.

nach dem Beyfalle seiner Rathgeber, in das vorige wilde Sylbenmaaß der meisten italienischen Dichter zu begeben; welche Gedichte machen, denen man keinen Namen geben kann, als daß sie Verse sind. Das erste dieser Art von ihm hub sich an,

O noi d' Arcadia fortunate genti! &c.

Herr Crescimbeni aber merket hierbey an, daß wenn er nicht auch in diesen freyen Versen, nach seinem bloßen Gehöre, einen solchen Wohlklang beobachtet, und sowohl die ganzen als gebrochenen Verse, nebst den Reimen, mit besondrer Vorsichtigkeit gesetzt, und selbst die Unterscheidungszeichen so bedachtsam angebracht hätte: so würden seine schönsten Gesänge nur ein zufälliger Haufen von Versen zu seyn geschienen haben. Wir merken dieses mit Fleiß an, weil auch bey uns Deutschen diejenigen Dichter, die uns die meisten regellosen Verse geliefert, das wenigste Gehör gehabt, und die wenigste Sorgfalt gebraucht, sie auch wohlklingend und anmuthig zu machen.

Im 1700sten Jahre, ward Card. Albani Pabst, und dieses schützte ihn gegen die ungleichen Auslegungen, die man über eine seiner Eklogen gemacht hatte. Im 1704. Jahre, sah er sich im Stande seine erste Sammlung arkadischer Gedichte heraus zu geben, und dem Pabste Clemens XI. zuzueignen. Man urtheilte von seinem Geschmacke, daß derselbe mehr nach Art der Hebräer als der Griechen eingerichtet wäre, und mehr etwas prophetisches, als pin-darisches an sich hätte. Er übersetzte auf diese Art etliche Homilien dieses Pabstes in Verse, die auch
in

in dieser Sammlung nebst dem lateinischen Originale vorkommen, und 1712. zuerst heraus kamen. Wir übergehen viel andre Umstände seines Lebens der Kürze halber, und setzen nur noch etwas von seinem äußerlichen hinzu. Er war von mäßiger Größe, weis und roth von Gesicht, nicht zu fett, nicht zu mager, doch schlank von Leibe und dabey gesund. Eine Nervenkrankheit nur hatte er sich durch gar zu eifriges Studiren zugezogen; die er aber durch eine ordentliche Lebensart geschwächet hat. Das rechte Auge fehlte ihm überdem, und sonst war er gebrechlich auf dem Rücken und an der Brust*: daher man ihn nur von der Seite und ohne den Oberleib, nur bis an den Hals gemallet hat. Gleichwohl hatte er eine so angenehme Stimme im Lesen, daß er bey allen Zuhörern damit Beyfall und Ehre fand. Sein Gemüth aber war leutselig, und wußte sich bey allen beliebt zu machen. Selbst bey seinen erhabenen Gedanken und Einfällen, konnte er die Critik sehr wohl vertragen, war gelehrig, und ließ andrer Meinungen so viel gelten, daß er sich auch darnach verbesserte. Sonst hatte er gute Sitten; und war keiner Leidenschaft, außer der Ehrliche ergeben. In dieser konnte er nicht Maaß halten, sondern machte sich dadurch viel Feinde, daß er sich für den größten Dichter seiner Zeit hielt. Gleichwohl hat er seinen Ruhm niemals durch Untertretung seiner Zeitgenos-

* Es ist merkwürdig, daß auch der englische Verbesserer des poetischen Geschmacks, Alexander Pope, eben so wie dieser Welsher püflicht gewesen.

genossen gesucht; sondern einen jeden nach seinen Würden geschätzt. Er starb an einer Schlassucht in seinem 63sten Jahre, 1712. als er eben im Begriffe war, seine Uebersetzung der päpstlichen Familien dem Pabste zu überreichen: daher dieser auch noch, zum Andenken dieses Klienten, dem Poeten Bernardino Perfetti, welcher 1725. im Capitolio die poetische Lorberkrone erhalten hat, befahl, dem Guidi zu Ehren, in einer ansehnlichen Versammlung, ein Lobgedicht abzulesen. Und weil der Todte gewünschet hatte, nahe bey dem Tasso begraben zu werden, den er allezeit sehr hochgeschätzt hatte: so gab der Pabst Befehl, daß solches geschehen mußte. Dem Ritter Adam aber, einem Arkadier, und großen Freunde des Poeten ward aufgetragen, den Entwurf zu seinem Grabmaale zu machen.

Das Werk selbst enthält 1) Rime alla sua Santita, &c. oder Verse an den Pabst Clemens den XI. ein Gedichte von vier Blättern in regellosen Zeilen. Darauf folgen etliche Gedichte, die er als ein Arkadier in der so genannten Akademie abgelesen, und die in einem Schäfercharacter abgefaßt sind; aber gleichfalls mehrentheils in solchen regellosen Zeilen. Ein jedes davon ist einem Cardinale, Bischofe oder sonst einem Gönner des Poeten zugeeignet. Auf der 56. Seite aber kömmt eine Ode vor, die in einem bessern Sylbenmaasse abgefaßt ist, als man sonst bey Welschen zu finden pflegt. Wir wollen daher etliche Strophen davon hieher setzen, sonderlich in der Absicht, damit man sehe, daß es den Welschen auch möglich ist, recht scandirte Verse

zu machen, wie wir Deutschen nach dem Muster der Griechen und Römer thun; obgleich die Franzosen solches nicht einsehen können. Die Ueberschrift heißt

Si duole, che non si scriva di cose Erciche.

Gia le Muse

Eran use

Celebrar forti Guerrieri;

Ma per l'acque or d'Ippocrene

Sol Sirene

Son di canti lusinghieri.

Febo istesso,

Che in Permessso

Al valor tessèa corona;

Or gli niega i chiari allori,

E gli onori

Dentro i regni d'Elicona.

Non c'è carne,

Che tra l'arme

Oggi cerchi il gran LORENO,

Quando tutto l'Oriente

Fremer sente

Le sue trombe, e ne vien meno. &c.

Wer den Wohlklang dieses Sylbenmaafes im Wesen nicht merken kann, dem zu Liebe wollen wir eine deutsche Strophe hersetzen, die eben so klingt, und ungefähr den Sinn seiner ersten Strophe ausdrückt.

Tapf'rer Helden

Ruhm zu melden,

War vorhin das Werk der Musen,

Doch ist hört man nichts ertönen,

Als Sirenen

Voller Scherz und Lust im Busen.

Es giebt noch mehr solche Stücke in unserm Dichter, die zwar eine andre Abwechslung der Zeilen und

und Reime, aber eine gleiche Harmonie und Schönheit haben: und es ist zu bedauern, daß ein so großer Dichter nicht durchgehends bey dieser metrischen Art der Verse geblieben; dadurch er allen künftigen welschen Dichtern ein Muster der Nachfolge geworden seyn würde. Eins von der Art steht auf der 85. S. über den Tyberstrom, und hebt so an:

Jo credea, che in queste sponde
 Sempre l'onde
 Gisser limpide, ed amene;
 E chi qui soave, e lento
 Steffe il vento
 E che d'or fosser l'arene.

Nach der 102. Seite gehen die sechs Homilien des Pabsts Clemens des XI. an; die er in eine lange Ode von ungleichen Strophen übersetzt hat, und welche in der vaticanischen Kirche 1703. unter den Messen abgesungen worden. Der lateinische Text steht immer auf der linken Seite gegen über, und diese Arbeit füllet über 100. Seiten an. Nun folgt ein Gedichte, dessen jede Strophe ein Sonnet ist, welches er auf den Tod eines jungen Herrn della Cerda gemacht, der in einer Seeschlacht geblieben. Es besteht aus dreyzehn Sonnetten, die in erhabener und beweglicher Schreibart, aber ohne Scansion abgefaßt sind. Auf der 113. Seite geht sein Schauspiel *Andimion* an, dessen oben gedacht worden, so wie er es nach dem Tode der Königin Christina verbessert hat. Er hat es dem Cardinal Albani in Versen zugeeignet; und ungeachtet es nicht mehr als eine Oper aufgeführt werden sollen, so

besteht es doch aus Recitativen und Arien. Bey dem Inhalte der Fabel können wir uns hier nicht aufhalten; weil uns dieses allein einen ganzen Artikel an die Hand geben könnte.

So weit gehen nun die eigenen Werke unsers Dichters Guidi in dieser Sammlung. Nun folget ein Discours, oder eine Abhandlung eines arkadisches Mitgliedes, das sich unter dem Namen Bion Crateus verbergen wollen. Diese Abhandlung scheint nur dem vorherstehenden Endimion zur Vertheidigung gemacht zu seyn, der den damaligen Kunstrichtern unter die Hände gefallen, und gar zu unbillige Urtheile erfahren müssen. Der Verfasser handelt darinn erstlich den ganzen Ursprung, und allgemeinsten Begriff aller Wissenschaften und Künste ab; kömmt so dann auf die Dichtkunst, und ihre vornehmsten Gattungen; erklärt die Dramatische, und untersucht, zu welcher Art derselben, der Endimion gehöre. Hierbey gesteht er zwar, daß selbiger, weder eine Tragödie, noch Comödie, noch Tragicomödie sey; meynt aber doch, man könne ihn darum nicht aus der Poesie ausschließen; weil er eine Vorstellung der Liebe Endimions und der Diana wäre. Es nimmt uns wunder, daß sich dieser Crateus nicht auf die satirischen Spiele der alten Griechen besonnen, davon uns Casaubonus einen Tractat geschrieben; und davon wir ein einziges Muster an des Euripides Cyclops übrig behalten haben. Diese Art von dramatischen Stücken war auch weder ein Trauerspiel, noch ein Lustspiel; sondern das, was wir heute zu Tage ein Schäferspiel

spiel, oder ein Landstück nennen. Denn da die Poesie eine Nachahmung, sonderlich des menschlichen Lebens ist: so muß es auch so viele Arten der Nachahmung desselben geben, als es Lebensarten giebt. Nun giebt es außer dem Hofleben der Großen, und dem Bürgerstande in Städten, noch ein Landleben. Wird aber das erste in dem Trauerspielen, und das andre in dem Lustspielen dramatisch abgebildet: so muß ja auch das letzte von der Poesie nachgeahmet werden können; und das geschieht in den dramatischen Schäferstücken. Dahin gehören nun unstreitig der Endimion des Guidi, und des Herrn Fontenelle, den wir schon vor 20. Jahren, auch in einer deutschen Uebersetzung zu lesen bekommen haben *. Doch scheint uns dieser Schriftsteller noch nicht auf dem rechten Pfade der guten Critik und wahren Dichtkunst zu Hause gewesen zu seyn, wie aus verschiedenen Urtheilen von seinen welschen Dichtern erhellet, denen er alle mögliche Ausschweifungen gut spricht, wenn sie nur viel gelehrte Gedanken, hohe und spißfindige Einfälle, ed altri lumi poëtici, u. s. w. angebracht haben.

Nunmehr folgen die auf dem Titel versprochenen Dissertationen, oder Abhandlungen des Joh. Vincenz Gravina, eines der vornehmsten Verbesserer des neuen italienischen Geschmacks. Die erste handelt in italienischer Sprache Della divisione d'Arcadia, und ist an den Herrn Scipio Maffei

U u 2

gerich-

* Siehe des Herrn Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt, in der ersten Auflage von 1725.

gerichtet. Der Verleger hat so wohl diese, als folgende, hauptsächlich deswegen mit beydrucken lassen, weil darinn des Dichters Guidi auf eine besonders vortheilhafte Art gedacht worden. In dieser ersten wird nun von der alten und neuen arkadischen Akademie gehandelt, und was für Streitigkeiten darüber entstanden sind. Dieses Stück kann denen angenehm seyn, die sich um die Historie der italienischen kleinen Akademien so sehr bekümmern. Doch leuchtet hier überall ein feiner und richtiger Geschmack des Alterthums und viele Belesenheit hervor: daher wir vielleicht nicht übel thun werden, wenn wir künftig einmal eine so artige und zu den schönen Wissenschaften eigentlich gehörige Schrift, in einer deutschen Uebersetzung unsern Lesern mittheilen; zumal da sie kurz ist, und kaum einen Bogen dieses Büchersaals betragen wird.

Die andre von diesen Dissertationen, überhebet uns der Mühe der Uebersetzung, da sie lateinisch geschrieben ist, und also den meisten Lesern unsrer Monatschrift schon an sich selbst verständlich seyn muß. Sie gehört auch in dieses Feld, und ist auf eben die Art, als ein Schreiben an den Herrn Scipio Maffei, gerichtet; enthält auch solche schöne Betrachtungen über die Dichtkunst überhaupt, daß wir nicht glauben, den Liebhabern dieser edlen Kunst so leicht etwas schönere mittheilen zu können. Die wahren Quellen poetischer Schönheiten werden darinnen so klar entdeckt und ins Licht gesetzt, und die Abwege vieler seichten Geister, die sich nur durch Neuerungen hervorzuthun suchen, so in ihrer Blöße dar-

gestellt; daß wir auch unsern Zeiten, aus der Bekanntmachung dieses Stückes, einen besondern Vortheil versprechen.

Den Beschluß machen endlich noch drey Stücke des Poeten Guidi. Das erste ist poetisch, und heißt *Accademia per Musica*, fatta in Roma nel Real Palazzo della Maestà di Cristina, Regina di Svezia, per festeggiare l'assontione al Trono di Jacopo II. Re d'Inghilterra; und man sieht wohl, daß es ein Singgedicht seyn wird, welches die Königin in Schweden zu Rom, bey Jacobs des II. Selangung zum englischen Throne hat aufführen lassen; als dieser Herr solche dem Pabste in einer feyerlichen Gesandtschaft kund gethan hatte. Das zwoyte ist gleichfalls eine *Cantate*, und heißt *Daphne*, davon schon oben gedacht worden; und das dritte endlich führt den Titel: *Ragionamento d'Erilo Cleoneo*, in morte di Ranuccio II. Duca di Parma. Ne' cui famosi Orti, sul Palatino si ragunavano gli Arcadi, recitato nel bosco Parrasio a 12. Giugno 1685. Es ist dieses also eine kleine Gedächtnisrede, die er bey dem Tode seines Wohlthäters des Herzogs von Parma, in dessen Garten zu Rom, sich die arkadische Gesellschaft versammelte, gehalten hat. Doch wir können hier nichts mehr davon sagen.



II.

I. Vincentius Gravina Scipioni

Maffeio, Marchioni. S. P. D.

Quærenti mihi sæpenumero, Maffei doctissime, causam, cur initio Graeci Poetas pro Diis coluissent, Romani autem sero admodum eos honorassent, cum Cato criminari daret Marco Nobiliori, quod Ennium Poetam secum in prouinciam duxerit; ea demum occurrit ratio potissima, quod Graecis publica necessitas, Romanis vero priuata voluptas Poesim initio commendarit. Quippe Romanis oratio sola prudentium sufficiebat ad suadendum, tribuendamque summam humanitatem: cuius virtutis leges homines latino sub coelo nati, vltro parturiunt. Graecis vero ad exuendam feritatem, ac fraudulentiam compescendam sensuum illecebris opus fuerat, & melodia, qua simul cum auribus arriperentur etiam animi, ac flecterentur ad praecepta virtutis, quae modulatione, ac numeris infundebantur: adeo vt apud eos sapientia, & eruditio a Poesi & Musice raro disiungeretur, omnisque doctrina Musices appellatione veniret, quia sine Musice nullus doctrinae publicus fuisset vsus.

Nimirum praeter Cacus, aliumue quemdam nulla memorantur in Latio portenta immanita-

nitatis, qualia tam crebro inuenias inter Graecos: vt Thuccidides initio historiarum referat, eos vitam in latrocinio, & rapina publice institutam habuisse, versutiamque, atque violentiam in ciuilem disciplinam conuertisse. Vnde non vnum, aut alterum, quorum nomina superfuerunt, sed innumeros, nullo nomine notos, oportet apud eos erupisse Pythones, Procuftas, Schyrones, Lycaones: quorum plurimos haud fortasse dissimiles inter Deos retulerunt, vt communia gentis vitia pro summis virtutibus in coelo collocarent, & scelerum auctoritatem a Numinibus ducerent.

Quare quid mirum, si Homerus, qui teste potissimum Aristotele, ac Platone, homines aetatis nationisque suae, tales, quales natura ipsa reddidit; generositatis vestigium prope nullum delineauerit, ceterarum virtutum vero perrarum: cum exempla libidinis, auaritiae, feritatis, singulis prope versibus effuderit. Quae hominum, regionum, temporumque vitia in diuini Poetae dedecus detorquent homines imperiti potissimum antiquitatis. Quasi heroibus suis, quibus nomen hoc vires, & virtus militaris meruerant, adscribere salua imitationis lege debuisset Homerus, virtutes illis ignotas: quas non modo nationes barbarae; sed & ipsimet recentiores Graeci, qui Philosophorum vocibus eas vane iactauerant, non ante conferre coeperunt in

morem, quam exemplis, & institutis affuerent Romanorum.

Nam, obsecro, antequam ea instituta cum Romanis armis Graeciam ingrederentur, quae fides, quaeue aequitas, aut iustitia, vel quae foederum sanctitas versabatur, non dicam inter liberarum Urbium rectores, atque Magistratus praecipue Athenienses; quibus, teste Cherisopho apud Xenophontem, veluti solemne fuerat diripere opes publicas, atque hostibus vendere ciues suos; sed inter magnanimos illos Alexandri duces, quorum regna exordium, & cursum duxerunt a perfidia, Cassandros nimirum, Lyfimachos, Seleucos, Antigonos, Ptolemaeos, eorumque successores: quorum maiores, vtcumque virtute militari, & munificentia regia claruerint; imperia tamen eorum parricidiis, proditionibus, & pupillorum caedibus adeo scauerunt, vt non multo discreparint ab Argiuis illis, & Mycenaeis, atque Thebanis regnis, quae segetes fuere Tragoediarum.

Quamobrem Propertius hanc potissimum inter laudes Italiae ponit, quod nec Ceraestas pepererit, neque Andromedae strepentes de scopulo catenas audierit, neque humanarum dapum foeditate Solem auerterit, nec materno furore aut Meleagro vitam exustam, aut Penthea discerptum viderit, neque Iphigiam tulerit, neque foeminam vllam sub vaccae specie pauerit, neque homines pinuum
ramis

ramis vtrunque nexos, illisque discedentibus
diuulsos, aut Scironia faxa hospitem in exi-
tium dederit.

*At non squamoso labuntur ventre Cerastrae,
Itala portentis nec furit una nouis.
Non hic Andromedae resonant pro matre catena,
Nec tremis Ausonias, Phoebe fugate, dapes.
Nec cuiquam absentes arserunt in caput ignes,
Exitium nato matre parente suo.
Pentheae non saeuae venantur in arbore Bacchae,
Nec soluit Danaas subdita cerua rates.
Cornua nec valuit mutare in pellice Iuno,
Aut faciem turpi dedecorare boue,
Arboreasque cruces Scinis, & non hospita Graiis
Saxa, & curuatas in sua fata trabes *.*

Enim vero Graeci pariter, ac barbari ratio-
nem a potentia; Romani vero potentiam a
ratione ordiebantur, eamque tuebantur gra-
uitate, atque constantia: quae cum in libris
habitaret Graecorum, exularet a moribus,
crebrae mutationes Rerumpub. apud eos ori-
ebantur, & mutuae caedes, & intestina dis-
sidia, & ex priuatis odiis publicae ruinae;
vt Atheniensium statum Cleonis potius temeritas,
& Alcibiadis volubilitas euerterint,
quam Thebanorum arma, & Lacedaemonio-
rum. Quarum deinde potentiam iidem
Thebani, qui odio Atheniensium eam au-
xerant, mutatis confestim post victoriam ani-
mis, perfregerunt; vt se demum cum omni
Graecia domesticis, & voluntariis cladibus

U u 5

attri-

* Eleg. 20. lib. 3.

attrita deduxerint in Macedonum potestatem. Contra Romanorum inter se odia domesticis consiliis saepe quiescebant, neque nisi post annos fere ab V. C. sexcentum in ciuilia bella erupere. Quae bella utcumque noua, & extraordinaria imperia inuexerint in Remp., ipsam tamen Remp. numquam deleuerunt, eamque hosti nulli externo prodiderunt. Exemplo sit Sertorius, qui Mithridatis opem sibi oblatam noluit accipere, sub ea conditione, ut eriperetur Asia populo Romano, cuius ipse armis opprimebatur; & Pompeius, qui fusus, atque fugatus a Caesare, durius morte sibi Parthorum auxilium iudicauit; cum Graecae ciuitates certatim sibi Pharnabazi, aut Tiffasernis alicuius gratiam appetent, ut per eos, aliosue conterminos Satrapas communem hostem, nempe Persarum regem contra propriam nationem vrgerent.

Quae variae inter se notae, atque imagines animorum a principibus vtriusque populi Poetis, Homero, & Virgilio, mirifice exprimuntur. Siquidem Homeri Duces, & Reges rapacitate, libidine, atque anilibus quaestibus, lacrymisque puerilibus Graecam leuitatem, & inconstantiam referunt; Virgiliani vero Principes ab eximio Poeta, qui Romanae seueritatis fastidium, & latinum supercilium verebatur, & ad Heroum populum loquebatur, ita componuntur ad maiestatem Consularem, ut quamuis ab Asiatica mollitie,
luxu-

luxuque venirent, inter Furios, atque Camillos nati, educatique videantur: neque suam vlllo actu Aeneas originem prodidisset, nisi a praefractiore aliquanto pietate, fudisset crebro copiam lacrymarum: quas revocasset, vt & hodie reuocat, parentum etiam, & natorum in funere natua soli huius grauitas ab oculis Romanorum: vt, mirum dictu! parcant in cognatorum, amicorumque morte lacrymis, qui nullis laboribus in morbo, nullis pietatis, & caritatis officiis pepercerunt.

Qua meliorum expressione morum, hac aetate non modo Virgilius latinorum Poetarum princeps, sed quiuis inflatissimus vernaculorum Homero praefertur: cum hic animos Proceribus induerit suos, ille vero alienos; & inter Poetas non de personarum, quas inducunt, dignitate, sed de imitationis veritate contendatur; nec minus conferat expressio deteriorum ad praecavendum, quam meliorum ad imitandum: vt hinc palam Platonis arguatur liuor, qui gloriam summorum Poetarum, quam suis ipse versibus assequi nequibat, ingeniosis cauillis, per causam honestatis tuendae, conuellere conabatur.

Quamobrem varietas morum, qui carmine reddebantur, & hominum, ad quos ea dirigebantur, inter latinam, graecamque Poesim non inuentionis tantum attulit, sed & elocutionis discrimen illud, quod praecipue inter Homerum, & Virgilium deprehenditur:

cum

cum sententias, & ornamenta, quae Homerus sparferat, Virgilius Romanarum aurium causa contraxerit, atque ad mores, & ingenia retulerit eorum, qui a Poesi non petebant publicam, aut priuatam institutionem, quam ipsi Marte suo inuenerant; sed tantum delectationem: exceptis lyricis Poetis, & elegiacis, qui eam artem verterunt in rem suam, & carminibus aut potentiorum, quos laudarent, aut mulierum, quas amarent, gratiam, plerumque captabant.

Inter haec ratio in mentem subit, cur Graeci Poesim ante solutam orationem arriperint; nempe quia sapientes, qui communi cum ceteris lingua utebantur, vt a vulgo, a quo procul sententiis recedebant, etiam oratione discederent, numerum inuenerunt certum, & praefinitum, quo attollentes, & variantes orationem a vulgo distinguerentur. Quod in mentem primum venit oraculorum auctoribus, qui nouitate, ac miraculo numerorum, diuinam auctoritatem dictis suis attribuebant. Quamobrem vetustiorum Poetarum carmina simpliciora sunt, & placidiora: & quamuis poetico spiritu introrsum exaestu-ent, fluantque mira suauitate modulationis; tamen exteriori motu, atque complexione verborum, & sono Rhetorum, & Historicorum numerosam orationem exemplo suo praeisse videntur. Nam antequam Rhetorum arte in orationem solutam numerus commi-
graf-

grasset, Poetae suis numeris satis habebant effugere communem loquendi usum, a quo leui qualibet pedum elatione secludebantur. At postquam Rhetores orationem etiam solutam a communi locutione distinxere, numeris utcumque liberioribus; Poetae, qui metri lege alligabantur, numerum suum extulerunt altius, orationemque validius intenderunt, ut non solum a vulgi, sed a Rhetorum quoque sermone procul irent. Hinc vetustiora Poemata naturae proximiora sunt, rebusque similia, quas exprimunt.

Hinc lyricae Poesis numerus posterior fuit heroicis carminibus: quia priusquam numerum aliquem soluta oratio suscepisset, sufficiebat Lyricis heroicum contorquere carmen. At postquam Epici numerum heroicum inflauerunt: Lyrici quaerere sibi novos, & elatiores coacti fuere numeros; ne si heroicos adhuc tenerent, aequis passibus cum Epicis viderentur incedere. Nec numeris, sed vocabulis, atque dicendi generibus Poetae, ne vel hac in parte prorsus cum vulgo confunderentur, excellere studuerunt: adeo ut linguam non sibi tantum pepererint, sed & Oratoribus, qui a Poetis, quorum scripta praecesserunt, linguam accepere selectiorem illam, atque sublatiorem, longeque splendidiorem, utpote non e populari faece venientem, sed a sublimitate Poetarum, qui veteribus aliquando vocabulis reuocatis, inuentisque

tisque nouis, & peregrinis etiam aliquot adscitis, vel natiuis translatione, atque artificio illuminatis, reiectisque plebeiis, cum vulgo sensum quidem vnum retinere communem, vt ab omnibus intelligerentur; at seorsum a vulgo sermonem protulere literarium, quo secum Oratores, & Philosophi, bonarumque praeceptores artium vterentur.

Quamobrem literariam linguam Graecorum quidem praeter omnes Homerus, Latinorum potissimum Ennius, & Italorum praeter ceteris Dantes Aligerius condidere. At sane Homerus non ex tota Graecia modo nobiliores omnes, verum & e barbaris etiam regionibus iucundioris soni collegit aliquot, confuditque voces, quas ceterorum postea triuit, ac leniuit vsus, vt indigenarum iure potirentur. Cuius etiam Ennius exemplum imitatus, eadem libertate cum graecis vocabulis multis, dicendi genera Graecorum longe plura in latinam deduxit linguam, quae fere omnis in recentiorum, cultiorumque Scriptorum orationem conuenere, assiduaque consuetudine latinitatem ac ciuitatem accepere Romanam. Quod Aligerio, qui & ipse tota ex Italia, qua illustrem linguam patere merito censebat, & ex latino sermone voces collegit multas, admissis exterarum nationum paucis; non tamen admodum feliciter processit, propter muliebrem Scriptorum, qui ei succedere, mollitiem: qua effectum est,
vt

vt multa sermoni nostro necessaria, quae Dantes obtulerat, finibus excluderentur nostris, atque vsus auctoritate destituerentur.

Igitur Poetarum opera praeter communem vulgi sermonem sermo emerfit illustrior ad Oratorum quoque, atque Historicorum, Scriptorumque aliorum consuetudinem, & commodum: cuius voces etsi omnes vulgo non vsurpentur, ab omnibus tamen intelliguntur. Eumque sermonem Grammatici stabiliunt exemplis, regulisque custodiunt, ne vulgi volubilitate feratur, atque corrumpatur, neue ingruente contagione demum intereat. Quapropter Oratores a Poetarum oratione, a quibus sumere numeros, & locutiones, non nisi libertate numerorum, & simplicitate locutionis distinguuntur; quandoquidem cursu numerorum, vsuque verborum propius, quam Poetae, ad vulgi consuetudinem feruntur Oratores; vtcumque a Poetis illustriora dicendi genera mutentur, quae tamen multitudinis moderantur auribus. Ac sane integra valetudine floret eloquentia, donec acumen cogitandi, & ornatus verborum, concinnitasque numerorum naturalem conseruat animorum communisque sermonis imaginem, qualem Graeci, Latiniq; ad Augusti aeuum, Itali toto Leonis X. saeculo expresserunt. Cum vero inueniendi subtilitas, verborumque, ac numerorum luxus adeo increbrescit, vt extinguat naturae similitudinem; tum in eloquen-

quentiae locum succedit verborum, & argumentorum luxuries, ipsa barbarie absurdior. Furenti enim est, quam loquenti similiar, quisquis eloquentiae suae laudem a loquentium dissimilitudine petit. Est autem, ut ait Horatius, omnibus in rebus; at in eloquentia praesertim certus, ac praefinitus ab arte, siue a ratione modus, quem qui subtilius inueniendo, aut exquisitius ornando transiuit, tota prorsus aberrabit via. Quamobrem sicuti cibum condimentorum copia labefactat, & mulier quamuis pulchra, si mundo, simpliciue cultui fucum addiderit, faciem dehonestabit: ita & Lucanus, Statius, Plinius Iunior, & alii, quos deinceps habuerunt, vitiis quidem longe maiores, virtutibus vero prorsus dissimiles, vtramque corruerunt eloquentiam, dum Virgilium, & Tullium, aetatemque illorum acumine mentis, & artificio, cultuque verborum, vana spe superaturi, modum, ab illis positum, excefferunt. Quem rectum cogitandi, ornandique modum, duobus ante saeculis cum Itali repetierimus, iidem postea turpiter propulimus per scriptores tumidissimos, prae quibus audacissimus quisque veterum Latinorum, Plautino Sofia meticulosior habeatur.

Refluxit enim iamdiu longe insolentius, atque intemperantius apud nos in latinam linguam turgescientium scriptorum colluies, cum argutiarum glacie, luxuque ornamentorum.

Quae

Quae superiori saeculo corripuit etiam Scriptores vernaculos iisdem in locis institutos: qui novis verborum portentis, & inauditis numerorum tonitribus, infanisque translationibus Pindaricum scilicet, & Horatianum spiritum simul cum sensu eorum, ac prope animabili, spirantique dictione putarunt in vernaculam linguam allaturos. Cuius linguae lyrica Poetis utcumque traxerit a Petrarcha plurimum, illius tamen, aut imitatorum carminibus fuscitandis, Musa nequaquam opes omnes exhausit suas: neque ademit posteris novorum & locutionum, novarumque sententiarum facultatem: etsi facultatem eam infeliciter exercuissent ii, qui proximo saeculo in novam viam se dederunt absque Musarum comitatu; quique Latinorum & Graecorum imitationem, aut sine necessaria earum linguarum cognitione, ut inter ceteros Fulvius Testius; aut sine iudicio susceperunt, ut Ciampolus: cui eruditio summa non defuisset, nisi maluisset perquam similis esse veteribus. Marino enim, quem nemo naturae felicitate superavit, absuit utrumque. Chiabrera vero, etsi eruditionis, & iudicii, novorumque luminum haberet satis, tamen suamet copia mersus amisit limam, delectumque neglexit rerum, & linguae cultum: ut novitate sua nihil tamen veteribus Petrarchae imitatoribus dederit invidendum. Quamobrem recentiores dum graecas, latinasque virtutes nullis

idoneis instrumentis ad vernaculum sermonem traherent, & carerent arte illa veterum, qua scientiarum abstrusiora sensibus admoventur, & corporis expertia oculis subiiciuntur, noua monstra fuscitarunt, ac dum nouas locutiones moliuntur, nouum barbariae genus aduexerunt. Cum debuissent a Petrarcha, & imitatoribus eius arripere dictionem, qua nulla purior, nulla floridior, & sensus, ac tropos, coloresque mirificos Graecorum, ac Latinorum ad linguam transferre vernaculum; eaque arte nouum lyricae Poeseos genus tradere Italis, non alium agnoscentibus lyricorum principem praeter Petrarcam: qui Poesim suam Platonica, quae tum falso ferebatur, philosophia, ita obnubilauit, adeoque ignotis impleuit sensibus, vt non e Circo, vel e Foro, sed e Scholis euocare cogatur auditores. Quamobrem populares aures, quarum causa Poesim, praesertim lyricam, inuentam scimus, non modo Petrarchae defuerunt, semperque deerunt, sed eius etiam imitatoribus: qui hodie omnes eadem prorsus chorda oberrant, seque beatos putant, si poetica in scena feliciter egerint Iudaeum interpolatorem. Nam Casa, qui alter haberi possit, a Petrarca, Lyricorum apud nos princeps, non aliud attulit, nisi vulgaribus in sententiis nouos verborum complexus, nouumque in numeris sonum. Et Bembo, Molza, Nauagerius
cum

cum eorum aequalibus, qui optime potuissent lyricam nostram Poesim vocare ad Graecorum Latinorumque libertatem, ac varietatem, longe magis ad restituendum latinitatis candorem XV. saeculorum tenebris obrutum, quam ad tropos, modos, numerosque novos in italica lingua ferendos incubuerunt.

Quamobrem Itali, qui non meo, sed multorum, & quidem doctissimorum iudicio, solo Dante, atque Ariosto cum veteribus non improbe contenderimus, quique vno Torquato vincimus exteros, quibus in omni eloquentiae genere antecellimus, lyrica tamen Poesi non minus, quam tragica, & comica vtcumque praestemus aliis, Graecis tamen, ac Latinis longo interuallo cedimus: cum praeter Petrarcham, veteresque illius imitatores, eiusdemque praesentes descriptores, sobrios alios Lyricos habuerimus nullos, neque speremus habituros, nisi retenta veteri dictione, adhibitoque temperamento, ac iudicio, quo simul cum dictione pura, & candida veterum, nugatores proximi saeculi caruerunt, varietatem rerum quaeramus maiorem, euentusque intexamus lepidiores, ac res interferamus graecis, latinisque similes, animorumque motus, & imagines ingeniorum popularibus coloribus ad communem cognitionem, ac sensum exponamus. Quod blaterones nostri cum admodum insulse tentassent, atque infeliciter, ac more stultorum

vitandis vitiis in contraria cucurrissent, vtque sterilitatem fugerent, supra modum intumuisent, adeo aetate nostra stomachum hominibus integrioris iudicii commouerunt, vt ad vnus Petrarcae imitationem, tamquam ad aram maximam, securitatis causa se retulerint, repetentes toties ab aliis recantata, ne aliam ineuntes viam in illorum inauditas ineptias dilaberentur; quasi lyricum carmen vernacule modulaturus, aut redditurus aliena sit, aut cum Achillino, & Baptista, & Artalio debacchaturus. Nam Rhedus, Filicaia, Magius, Lemenius scientia quidem, & eruditione praestantes, tamen vt nouorum insignioribus vitiis, ita & praecipuis veterum virtutibus caruerunt.

Inuentus vero est hoc aeuo Alexander Guidus noster amicissimus, qui primus mortales tollere contra sit oculos ausus, primusque nouorum insolentiam, candore atque castitate veteris locutionis, & imitatorum seruitutem moderata leuatione spiritus, & colorum nouitate declinarit. Eum excepere noui coetus Arcades, qui & ipsi latina, vernaculaque lingua lyricam Graecorum inter nos, Latinorumque Poesim nouo spiritu fundunt: quos inter ii, quos nos iurisprudencia potissimum, & in solemnibus vacationibus eloquentia excolendos suscepimus: & quotquot denique rectam intelligentiam, rectumque vsum Poeticae nostrae Rationis assequuntur.

Quam

Quam Poeticam Rationem non minus ad malos Poetas amoliendos edidimus, quam ad dissoluendos ingeniorum laqueos a vulgaribus praeceptis, falsisque iudiciis contextos. Sed quoniam illis in libris nimium verbis percimus, minusque consulimus imbecillioribus, quibus insidiae tenduntur, erroresque obiiciuntur a praesentibus poeticarum sordium collectoribus, a quibus eadem incogitantia, qua carmina propria effutiuntur, de carminibus iudicatur alienis; minime patiemur hoc Italiae dedecus excurrere latius, eosque sine fraude, doloue malo, se, aliosque decipientes peculiari dialogo eorum causa vernacule scribendo quam possumus humanissime admonebimus, eosque beneuole docebimus quanto difficilius sit recte iudicare, quam confuse, atque immodice scribere.

Interea Tu, qui scriptis tuis Nobilitatis disciplinam falsa virtutis imitatione, absurdaque specie honoris prolapsam, miro ingenii acumine, doctrinaque praestantissima, ac singulari ad rationis normam reuocasti, has habes paucas de disciplina Poetarum animaduersiones, quas hic tibi perfusorie collegimus, ut hac occasione scribendi beneuolentiam erga nos aleremus tuam, & nostram erga te, obsequii quaecumque hoc tenue argumentum praeberemus. Vale, ac sapientissimum Trivisanum, cui plurimam obseruantiam debeo, valere iubeto verbis meis.

* * * * *

III.

Uebersetzung eines englischen Schreibens aus dem Commonsense, das Helden-
gedicht Leonidas betreffend.

Da wir in dem Stücke dieses Büchersaals einen Auszug von dem Gedichte Leonidas gemacht haben: so hoffen wir unsern Lesern nicht zu misfallen, wenn wir ihnen allhier ein Schreiben eines Engländers, dieses Gedicht betreffend, mittheilen. Es ist allemal angenehm zu wissen, was verschiedene Köpfe von einer Arbeit denken. Hier ist das Schreiben, so wie es in der 10. Num. eines engländischen Journals Common Sense genannt, eingerücket steht:

Mein Herr,

„Ich bin ein Mensch bey Jahren, dem die Vernunft, und vielleicht noch mehr die Faulheit, eine Liebe zur Einsamkeit beygebracht haben. Ich besitze Vernunft genug, um zu sehen, daß die Sachen übel gehen; und Redlichkeit genug, um zu wünschen, daß sie besser gehen möchten: allein ich habe nicht Muth genug, mich ihrer Wiederherstellung selbst zu unterziehen, und von der Thätigkeit derer, die sich auf eine oder die andere Seite geschlagen haben, hoffe ich nicht sonderlich viel. Bey dergleichen Empfindungen nun, habe ich mich gänzlich

„lich dem Bücherlesen ergeben, um wo möglich, den
 „betäubten Zustand der öffentlichen Angelegenheiten,
 „zu vergessen.

„Da nun die poetischen Werke zu diesem Zwecke
 „die geschicktesten sind: so sind sie auch mein haupt-
 „sächlichster Zeitvertreib; insonderheit Homer, der
 „in meiner Stube allezeit neben der Bibel lieget,
 „die zum Gebrauche meiner Familie bestimmt ist.
 „Nächst diesem heiligen Buche, wird er so gar von
 „meiner Frauen u. meinen Kindern am höchsten ge-
 „schätzt: denn ich flöße ihnen Liebe und Hochach-
 „tung gegen diesen Dichter ein, der sie nicht anders,
 „als tugendhaft machen kann. Ihr müßt wissen,
 „mein Herr, daß dieser allerliebste Homer, weder
 „des Barnesius, noch des Clarke seiner ist; son-
 „dern des Herrn Pope Homer, der ihn eben so
 „gut engländisch reden läßt, ja zuweilen noch besser,
 „als er griechisch redet. Ich habe also Ursache,
 „genug für mein Vaterland eingenommen zu seyn,
 „um diesen Dichter in derjenigen Uebersetzung zu le-
 „sen, die unter allen denen, welche ich noch in ir-
 „gend einer Sprache gesehen, der Stärke und
 „Schönheit des Ausdrucks wegen, einem Originale
 „ähnlich sieht.

„Nächst dem Homer sind Virgil und Milton
 „meine Lieblinge, und der Tasso würde mir noch
 „besser gefallen, wenn er die zween erstern nicht so
 „häufig abgeschrieben hätte: denn die Hälfte seines
 „Werkes, ist bloß eine Wiederholung dessen, was
 „sie gesaget haben. Ich habe daher schon sehr lan-
 „ge gewünscht, daß doch die Musen, zu meiner

„Zeitkürzung und Befriedigung, einen großen Geist
 „erwecken möchten, welcher Erfindungskunst genug
 „besäße, noch ein neues Heldengedicht, nach dem
 „wahren Geschmacke der Alten zu wege zu bringen,
 „ohne sich bis zur Entlehnung ihrer Gedanken zu
 „erniedrigen. Ich konnte mir aber nicht schmäu-
 „cheln, einen so schlecht gegründeten Begriff jemals
 „erfüllet zu sehen; ich machte mir auch von den
 „Gaben meiner Zeitgenossen eine so nachtheilige
 „Vorstellung, (eine Sache die bey Leuten von mei-
 „nen Jahren ziemlich gewöhnlich ist,) daß ich einen
 „jeden der mir gesaget hätte, die Sache sey so un-
 „möglich nicht, für lächerlich und schwärmend an-
 „gesehen haben würde.

„Um mich eines bessern zu belehren, übersandte
 „man mir die vergangene Woche ein neues Gedicht,
 „Leonidas betitelt, und ich nahm es mit einer so
 „wenig vortheilhaften Vorbereitung an, als nur
 „möglich ist. Denn erstlich war mir der Name
 „des Verfassers unbekannt. Man sagte mir, er lebe
 „in der Stadt; er wäre ein Handelsmann; ein
 „junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren; und
 „leztlich hatte ich das Herz nicht, ein Heldengedicht von
 „neun Gesängen zu lesen. Dieses allein war genug
 „bey dem ersten Anblicke einen Leser abzuschrecken,
 „der so faul ist, als ich mich beschrieben habe. Euch
 „die rechte Wahrheit zu sagen, mein Herr, so war
 „meine Gemüthsverfassung gar nicht vortheilhaft
 „für ihn, weil man mir dieses Werk nicht vor dem
 „Drucke mitgetheilet hatte: denn ich sehe mich für
 „einen ziemlich wichtigen Kunstrichter an; und als
 „ein

„ein solcher, war ich wider den Verfasser gar sehr
 „ergrimmt, daß er mir nicht sein Manuscript
 „überschickt hatte, wie einige berühmte Schriftstel-
 „ler gethan haben.

„Alle diese Ursachen machten mich so voller Vor-
 „urtheile gegen den Leonidas, daß ich im Begrif-
 „fe war, ihn dem Buchhändler wieder zu schicken,
 „ohne ihn gelesen zu haben: meine Frau aber, welche
 „die Neuigkeiten liebt, beredete mich, es zu durch-
 „blättern, und sowohl den Schwung, als die Schreib-
 „art inacht zu nehmen. Ich sieng also an, dieß Ge-
 „dicht zu lesen; ungeachtet ich versichert war, daß
 „ich es bey dem zweyten Gesange würde weglegen
 „müssen.

„Ich verwunderte mich sogleich, als ich sah, daß
 „die Schreibart deutlich war; eine Herniederlassung
 „die man bey den Verfassern reimfreyer Verse selten
 „anzutreffen pflegt: allein unser Dichter besitzt die
 „Kunst, die Stärke der Gedanken und den maje-
 „stätischen Ausdruck mit der Richtigkeit der Sprach-
 „lehre zu vereinbaren. Die Einfalt und Fleißig-
 „keit seiner Schreibart, sind Beweise, daß die weit-
 „gesuchten Ausdrücke, und die gekünstelten Schwün-
 „ge, zu dieser Art von Versen nicht nöthiger sind,
 „als zu denen, die die Zierde des Reimes haben.
 „Hätte der große Milton selbst sich ihrer nicht so oft
 „bedienet, so würde er zwar nicht so gelehrt ausge-
 „sehen, und dadurch dem Geschmacke unserer eng-
 „ländischen Schönen nicht geschmäuchelt haben;
 „welche allezeit dasjenige am meisten bewundern,
 „was sie am wenigsten verstehen: allein er würde,

330 III. Uebersetzung eines Schreibens

„auch viel vollkommener seyn, und den meisten sei-
ner Nachahmer, die ihm fast in nichts, als hierin-
nen nachahmen, kein böses Beispiel gegeben haben.

„Da ich nun fand, daß Leonidas so leicht zu
verstehen war, so gefiel er mir sogleich. Je länger
ich las, je schöner fand ich ihn; ich ward so belebt
und erhist, daß ich weder essen noch schlafen konn-
te, bis ich die neun Gesänge durchlaufen hatte.

„Und seit der Zeit bin ich von den großen Schön-
heiten, die ich in diesem Gedichte gefunden, ver-
maßen eingenommen, daß ich mich nicht enthalten
kann, mich schriftlich mit euch zu unterreden, und
meine Landsleute zu ermahnen: daß sie mit
mir das Vergnügen theilen mögen, dasjenige zu
bewundern, was ihrer Bewunderung so würdig
ist. Folgen sie dem Rathe, den ich ihnen gebe, so
werden sie außer dem Vergnügen, auch noch Un-
terricht antreffen. Niemals hat sich ein Dichter
einen so edlen und nützlichen Zweck vorgesezt ge-
habt; da sein ganzer Grundriß und Entwurf da-
hin geht, zu zeigen, wie weit die Freyheit der
Knechtschaft vorgehe: und wie sehr die Tugend,
die Liebe des Vaterlandes, und die Neigung zur
Untermüßigkeit, sowohl ihrer Natur, als ihren
Wirkungen nach, dem Reichthume, der Pracht
und einer tyrannischen Gewalt, vorzuziehen sind.

„Diese große Moral die so vieler schönen Lehren fähig
ist, steht allhier in allem ihrem Lichte; und zwar durch
eine That, die unter allen denen die man in alten und
neuern Geschichten lesen kann, am geschicktesten ist
deren Vortheile zu entdecken. Sie wird mit der

„erha-

„erhabensten Poesie unterstüzet; durch alles, was
 „eine lebhaftte Einbildungskraft angenehmes hat,
 „verschönert, und durch eine gründliche Urtheils-
 „kraft, gemildert. Sie hat die Kraft gehabt, mich
 „aus derjenigen Schlassucht zu reißen, darein mei-
 „ne natürliche Trägheit mich gestürzt hatte, und hat
 „mir einen so großen Eifer für das allgemeine Wohl
 „eingefloßt, daß ich, auch in meinem sechzigsten
 „Jahre ein Spartaner werden möchte. Sie wird
 „vielleicht eben diese Begierde insonderheit den jun-
 „gen Leuten beybringen, deren Leidenschaften sich so
 „leicht entzündten lassen. Ich glaube daher, mein
 „Herr, es sey unser beyder Pflicht den Werth die-
 „ses Gedichts der Welt kund zu machen, und dieß
 „wird eine Probe unserer Liebe zu unserm Vater-
 „lande seyn; insonderheit aber wird eure Anpreisung
 „der Sache ein großes Gewicht geben.

„Außerdem hat dieses Gedicht noch ein ganz be-
 „sonderes Recht auf euren Schuß: denn ich kann
 „wohl sagen, daß noch kein Heldengedicht mit dem
 „Sensu communi in so großer Verbindung steht.
 „Der Verfasser hat dem Vorrechte entsaget, wel-
 „ches seine Vorgänger an sich gerissen, die Gren-
 „zen der gesunden Vernunft zu überschreiten, sie
 „aus den Augen zu sehen, und in die Gegend der
 „Hirngespinnste in die poetische Mythologie zu
 „schweifen. Es sind weder streitende Götter, noch
 „zänkische Göttinnen, noch Wunderwerke, noch
 „Zaubereyen, noch Ungeheuer, noch Riesen, in
 „diesem Gedichte: man sieht nichts darinnen, als
 „das wunderwürdigste, das erstaunlichste und das
 „erha-

„erhabenste was die menschliche Natur an sich
„hat.

„Zwar liest man im achten Buche eine schöne
„Erdichtung, allwo Leonidas im Schlafe, den
„Herkules, einen seiner Anherrn sieht, welcher ihm
„in einem prophetischen Gesichte den Erfolg des
„Krieges ankündigt, den er anfangen wollte, und
„in welchem er das Leben einbüßen sollte. Dieß
„war ein nöthiges Kunststück, um den Leser sowohl
„als den Helden zu unterrichten, und sie im voraus
„sehen zu lassen, daß die ganze Handlung sich glück-
„lich enden würde. Hierinnen aber geht er von der
„gesunden Vernunft nicht ab: denn ein Grieche
„kann wohl geträumt haben, daß er den Herkules
„gesehen, und mit ihm geredet hat; daß es aber
„wirklich geschehen sey, das wäre eine abgeschmack-
„te Erdichtung gewesen.

„Ich sehe wohl zum voraus, daß gewisse Kunst-
„richter, nach den Regeln des Bossu und Rapin,
„den Herrn Glover tadeln könnten: daß er
„die Einfälle der Einbildungskraft verworfen, um
„sich in die Grenzen der Vernunft und Natur ein-
„zuschränken; welches mir aber der höchste Gipfel
„der Urtheilskraft zu seyn scheint. Uebrigens kann
„sich dieser Tadel auf nichts, als auf Homers und
„Virgils Beispiele stützen: allein jeder vernünfti-
„ge Mann wird zugestehen, daß der fabelhafte
„Theil dieser beyden Gedichte, der unangenehmste
„sey. Was Longin vom Homer sagt, das läßt
„sich auch vom Virgil sagen, und von allen denen,
„die diese zween epischen Dichter nachgeahmet haben;
nam-

„nämlich, daß sie aus ihren Göttern nur Menschen
 „und zuweilen gar noch was schlechters gemacht ha-
 „ben: denn ich glaube nicht, daß es jemals eine
 „Zeit gegeben, darinnen die Könige sich ihrer un-
 „umschränkten Macht auf eine so lächerliche Weise
 „bedienen hätten, als die fabelhaften Gottheiten in
 „der ganzen Ilias und Aeneis thun. Gleichwohl
 „um diese Ungereimtheiten zu entschuldigen, so kann
 „man sagen, daß in diesen so unwahrscheinlichen
 „Historien damals die griechische und römische
 „Religion bestanden, und daß sie folglich dem Leser
 „gefallen können. Allein in einem Jahrhunderte,
 „und unter einem Volke, welches von diesem Über-
 „glauben frey ist, würden dergleichen Märchen,
 „oder auch andere an ihrer Stelle, bey verständigen
 „Leuten ihr Glück nicht machen.

„Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

„Es gehöret gewiß viel Geschicklichkeit und eine
 „an sich selbst sehr erhabene Materie dazu, um der-
 „gleichen glänzende Possen entbehren zu können.
 „Die Götter, die Göttinnen, die Zaubereyen und
 „Wunderwerke, kommen vielmehr dem Dichter,
 „als dem Helden zu Hülfe. Herr Glover aber
 „braucht dieses Beystandes nicht: seine Stärke ist
 „dem schwersten Unternehmen gewachsen, und sein
 „Held ist größer, als die Götter anderer Dichter.

„Man kann ihm ferner vor rücken, seine Mate-
 „rie habe gar keine Verwandtschaft mit England.
 „Allein, mein Herr, ich antworte hierauf, daß die
 „Vertheidigung eines freyen Staates, eine Sache
 „sey, die uns eben so sehr rühret, und uns eben so
 viel

„viel Eifer einflößen muß, als irgend ein altes
 „Mährchen vom Geofroy, Monmouth, oder
 „die Annales Sax. vom Roger Hoveden. Seit
 „der Regierung Wilhelms des Eroberers, weis
 „ich nur zwei, die uns Thaten darbiethen könnten,
 „welche Heldenmäßig genug zu einem epischen Ge-
 „dichte wären. Dieses sind die Regierungen
 „Eduards des V. und Heinrichs des VI. Allein
 „zu allem Unglücke waren die Thaten dieser beyden
 „Prinzen unserm Besten zuwider, und würden uns
 „unfehlbar verderbet haben; wenn wir dasjenige
 „nicht wieder verlohren hätten, was ihre Siege uns
 „in Frankreich ersochten; indem England in
 „kurzer Zeit nur bloß eine Provinz davon würde ge-
 „worden seyn. Die Tapferkeit des Leonidas hin-
 „gegen bestätigt Griechenland in seiner Ununter-
 „würfigkeit, und erhob es einmal für allemal über
 „Persien.

„Eine neuere Geschichte (z. E. wie unsere bür-
 „gerlichen Kriege) würde zu einem Haupteinwurfe
 „Anlaß gegeben haben. Man hätte nämlich dem
 „Verfasser vorrücken können, er habe die Feder nur
 „dieser oder jener Partey zum besten ergriffen.
 „Ich lobe daher den Hrn. Glover, daß er in ei-
 „nem so entferneten Lande, als Griechenland ist,
 „ein Stück der Geschichte gesucht hat, welches auch
 „nicht den mindesten Verdacht einer Gleichheit, in
 „Absicht auf die Umstände der Zeit, und auf die
 „Gemüther derer die am Ruder sitzen, oder in dem
 „Staate irgend ein Amt verwalten, verstattet.
 „Hiedurch hat er sich bey allen Parteyen beliebt
 machen

„machen müssen, weil keine einzige sagen kann, man
 „habe sie hier antasten wollen; sie mußte sich denn
 „zugleich für eine Feindinn der Freyheit erklären;
 „denn dieses Gedicht zielel auf nichts, als, die Liebe
 „zu ihr, allen Herzen einzuprägen.

„Die andern Tadler werden sich, wie ich zum
 „voraus sehe, lieber an allgemeine Einwürfe wider
 „die epische Poesie, als an besondere Einwendungen
 „gegen das Gedicht Leonidas, halten. Ein jun-
 „ger Stuffer wird etwa sagen, er verabscheue alle
 „Schlachten; ein anderer wird sagen, die Verse oh-
 „ne Reime wären ihm unerträglich; ein dritter
 „wird schwören, daß er die vertrackten barbarischen
 „Namen nicht aussprechen könne. Ein artig Frau-
 „enzimmer wird die Materie für gar zu ernsthaft
 „halten; eine andere wird bey dem bloßen Namen,
 „Spartaner, in Ohnmacht fallen: und überhaupt
 „wird man sagen, das Gedicht sey zu lang. Allein
 „man erwarte nur einen oder höchstens zween Mo-
 „nate, so werden alle diese schönen Tadeleyen fal-
 „len, und alle werden einhällig dieses Werk eben so
 „sehr bewundern, ohne die Ursache zu wissen; als sie
 „es iho verachten, ohne zu wissen warum.

„Ich zweifele auch gar nicht, daß das schöne
 „Geschlecht sich zuerst dafür erklären werde: denn
 „der natürliche Geschmack des Frauenzimmers, wel-
 „cher durch keine schulsüchsische Erziehung verderbet
 „worden, wird viel eher eine schöne Stelle erhaschen;
 „als wir mit allem unserm Wissen uns werden rüh-
 „men können. Außerdem hat dieß Geschlecht von
 „dem schönen Charactere der Ariane, und von der
 lace-

„lacedämonischen Königin, so viel Ehre, daß
 „dieses allein (wenn es sonst nöthig wäre, Stimmen
 „zusammen zu betteln: die Schönen bewegen
 „muß, den Herrn Glover dem Virgil vorzu-
 „ziehen; der mit ihnen so übel umgeht, daß er auch
 „in seinem ganzen Gedichte nicht ein einziges tu-
 „gendhaftes Frauenzimmer aufführet.

„Es ist mir nicht möglich, euch in einer so kurzen
 „Schrift alle Schönheiten dieses Werks anzuzeigen,
 „die in so großer Zahl und so abwechselnd sind.
 „Ich sage nur, daß das Feuer welches allenthal-
 „ben darinnen hervorleuchtet, allein hinlänglich
 „wäre, viele Fehler zu entschuldigen; und daß es
 „mir gleichwohl so wohl ausgeführt und richtig
 „vorkömmt, als lebhaft, rührend und erhaben es ist.

„Dieses Werk hat noch eine besondere Tugend.
 „Bey allem Ansehen eines alten epischen Gedichts,
 „hat es kein einziges Gleichniß, das von den Alten
 „entlehnet wäre: und ich wüßte kein Gedicht,
 „darinnen eine so große Verschiedenheit schöner
 „Gleichnisse wäre; so sehr hat der Verfasser sich
 „auf den Umfang und auf die Fruchtbarkeit seiner
 „Einbildungskraft verlassen können. Die sinnrei-
 „che Ausführung seines Hauptentwurfs; die Kunst
 „womit jede Episode verbunden und ausgesuchet
 „worden; die Verschiedenheit der Characteres, die
 „allezeit durch irgend eine ihnen eigene Empfindung
 „unterhalten, und von einander unterschieden wer-
 „den, dieses alles sind so viele Vollkommenheiten
 „an dem Gedichte Leonidas, die es den Kunst-
 „verständigen schätzbar machen. Selbst diejenigen
 „welche

„welche von Natur keinen Geschmack zur Poesie
 „noch zu irgend einem Werke der Einbildungskraft
 „haben werden, in diesem Gedichte solche gründliche
 „Gedanken, so viel gesunde Vernunft, so viel wich-
 „tige Sachen, eine so tiefsinnige Kenntniß finden;
 „sie werden in demselben jede öffentliche und privat
 „Tugend, auf eine so angenehme Weise und mit
 „so vieler Stärke vorgetragen sehen, daß sie es mit
 „Lust und Nutzen lesen werden

„Kurz, mein Herr, ich setze dieses Gedicht in
 „die kleine Zahl seltener Werke: und es wird ge-
 „wiß bis auf die Nachwelt kommen. In der gan-
 „zen Reihe verflossener Jahrhunderte, hat es nur
 „zwey oder drey Länder gegeben, die uns dergleichen
 „haben liefern können; und ich wünsche meinem
 „Vaterlande Glück, daß es nach dem Milton,
 „anizund zween solche Dichter blühen sieht, als
 „Pope und Glover sind. Der erste hat keinen
 „der es ihm zuvor thut, wosern es ja einige giebt,
 „die ihm in den verschiedenen Gattungen der Dicht-
 „kunst, in denen sein unerschöpflicher und beredter
 „Geist sich gewiesen hat, gleich kommen; niemand
 „sage ich, thut es ihm, auch so gar von den vor-
 „nehmsten unter den Alten, zuvor. Dennoch ha-
 „ben wir noch kein Heldengedicht von ihm; das
 „heißt, ein Heldengedicht von seiner Arbeit, wel-
 „ches von seinen Uebersetzungen unterschieden wäre.
 „Es ist ihm aber in diesem Stücke genug, daß er uns
 „einen Homer in einer so natürl. Schreibart, die
 „dem Originale in nichts nachgiebt, geliefert hat.
 „Das menschliche Leben ist zu kurz, um noch einmal

„ein so schweres Werk zu unternehmen; ja ich könn-
 „te noch hinzusetzen, welches die Grenzen der mensch-
 „lichen Natur überschreitet. Es blieb also für
 „den Herrn Glover ein schöner Weg übrig, und
 „wie weit hat er es auf demselben nicht gebracht?
 „Ein jeder dessen Gesicht gut genug ist, wird ihm
 „auf seiner erhabenen Bahn folgen. Die Kunstsch-
 „ter der Sinngedichte und Sonette aber, die nicht
 „weiter sehen, als bis an den Fuß des geheiligten
 „Musenberges, die mögen von ihm und Popen
 „ja stille schweigen. Gleichwohl muß man ge-
 „stehen, daß Pope sehr die Bahn gebrochen,
 „indem er die Ungleichheiten des englischen Par-
 „nasses eben gemacht, und die Wurzeln und Dorn-
 „hecken womit er vorhin verwachsen war, ausge-
 „rottet hat: so, daß wenn die Schreibart im Leo-
 „nidas fließender ist, und die Verse besser klingen,
 „als man sie im verlornen Paradiese sieht, der
 „Dank dafür Herren Popen gebühret, der unsere
 „Verse verbessert und vollkommner gemacht hat.

„Ich habe die Ehre nicht, diese zween Herren zu
 „kennen; allein da beyde sehr verdienstvolle Män-
 „ner sind, so zweifele ich nicht, daß sie einander
 „nicht gleichseitig hochschätzen sollten: und nichts kan
 „für einen geschickten Kopf der erst anfängt, sich zu
 „zeigen, so vortheilhaft seyn, als der Beyfall des
 „Herrn Pope“. Ich bin &c.

IV.

Traité de la Profodie Françoise,
par Mr. l'Abbé d'Olivet. A Paris, nou-
velle Edit. 1746. in 8.

Das ist

Des Abts von Olivet Tractat, von
der französischen Profodie 2c.

Die erste Ausgabe dieses Büchleins ist schon 1736. zu Paris herausgekommen, es ist auch hernach, wo wir nicht irren, mit einer andern Schrift des Verfassers zusammenge- druckt worden. In Deutschland wird es indessen noch nicht vielen bekant seyn, und da es der Mühe werth ist, zu wissen, was denn unsre Nachbarn, die, soviel aus ihren eigenen Scribenten und Kunst- richtern bekant ist, kein Sylbenmaaß haben, und nicht wissen, was in ihren Versen die Scansion ist, durch die Profodie verstehen: so wollen wir einen kurzen Auszug aus den Lehren eines ihrer besten Kunstrichter von dieser Materie geben.

Der Hr. Abt theilt sein Werkchen in fünf Ab- schnitte. Der I. davon handelt etliche vorläufige Fragen ab; Der II. handelt von den Accenten; Der III. von dem Hauche oder der Aspiration; Der IV. von der Quantität, oder Sylbenlänge; im V. endlich will er zeigen, wozu die Kenntniß der französischen Profodie dienen könne. Damit

niemand denke, es wäre eine Kleinigkeit, sich um Sylben zu bekümmern, so merkt er an, daß die ersten Gründe und Anfänge aller Wissenschaften nichts prächtiges und glänzendes an sich haben, und daß man nichts nöthiges zu verachten habe. Man muß entweder die Beredsamkeit, Dichtkunst, und Sprachkunst wegwerfen; oder gestehen, daß wenn es schön ist, die schönen Wissenschaften zu treiben, die dem menschlichen Verstande Ehre machen, man auch die Gründe nicht verachten müsse, ohne welche sie nicht vollkommen seyn können. Er setzt hinzu, daß vielleicht nach aller angewandten Mühe die franzöf. Sprache noch nicht den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht habe; und daß vielleicht, in derjenigen Mundart, die sie zu verstehen glauben, noch eine neue Sprache entstehen werde, wenn man auf dem von ihm gebahnten Wege fortgehen wolle.

Die erste Frage des Hrn. Olivet ist, was die Prosodie sey? Und er sagt, sie sey die Art eine jede Sylbe regelmäßig, das ist nach dem gehörigen Accente, dem Hauche, und der Länge, die jeder Sylbe besonders zukommen, auszusprechen. Diese drey Stücke erklärt er einigermaßen; und meynt, daß aus der Erhebung des Tones in der Aussprache der Accent, aus der Rauigkeit oder Gelindigkeit die Aspiration, und aus der Dauer der Zeit, die man im Aussprechen einer Sylbe zubringt, die Länge oder Kürze entstehe. Von diesen dreyen Stücken glaubt er, daß sie allen Sprachen eigen sind. Denn was ist den Ohren unerträglicher, als eine bestän-

beständige Monotonie? Selbst in dem Geschreye der Thiere, oder was sonst einen fortdauernden Ton giebt, wird eine Veränderung wahrgenommen.

Sind aber die Grundsätze der Prosodie willkürlich, oder festgesetzt? Der Herr Abt glaubt das erste, von denen gar zu neuen, und von denen noch unausgearbeiteten Sprachen, die nur noch unter einem groben Volke geredet werden: das letzte hergegen, von denen, die schon ein gewisses Alter haben, und bey geschiedten und witzigen Völkern im Schwange gehen. Im Anfange sind alle Sprachen rauh und grob gewesen: allmählich aber sind die Menschen aus einen natürlichen Triebe zur Ordnung und Anmuth eins geworden, auch die Töne mit den Werkzeugen der Sprache in eine gewisse Verhältniß und Uebereinstimmung zu bringen. Worinn dieselben hier bestehen, ist eine physikalische und sehr schwere Frage: man hat sie aber auch nicht nach Regeln, sondern durch die Uebung erfunden *. Es ist etwas langsam damit hergegangen; allein es giebt hier keinen andern Weg, sowohl unsrer Nothdurft zu statten zu kommen, als unser Vergnügen zu befördern. Doch in einem Lande hat dieses schleuniger geschehen können, als in einem andern, wo nämlich die Natur irgend Menschen mit geschicktern Werkzeugen der Sprache

N 3

her-

* Eben dieß ist von der lateinischen und griechischen Prosodie wahr; welche nach dem bloßen Gehöre dieser Völker erfunden worden, ehe die Kunstrichter sie in gewisse Regeln gebracht.

hervorgebracht hat. Denn diese haben gleich ihrer Mundart eine bessere Gestalt; und einen sanftern Wohlklang gegeben: da hergegen anderwärts alles viele Jahrhunderte bey dem Alten bleibt. Man weiß, daß die Griechen ihre Prosodie, sowohl als die Römer, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht: wenigstens, was die Länge und Kürze der Sylben betrifft. Den Accent betreffend, haben die heutigen Chineser ein so scharfes Gehör, daß ein und dasselbe, und zwar einsylbige Wort, bis elf verschiedene Bedeutungen hat, wenn es in verschiedenem Tone ausgesprochen wird.

Höher als auf Francisci des 1. Zeiten kann ein Franzose nicht zurückgehen, wenn er wissen will, wenn die Prosodie in seinem Lande bekannt gewesen *. Die gelehrten Männer und guten Köpfe womit derselbe seinen Hof zierte, gaben ihrer Sprache einen Wohlklang und ein gelehrtes Ansehen, das sie vorhin nicht gehabt hatte. Er nennt daher also diesen König nicht den Wiederhersteller sondern den Vater der schönen Künste in Frankreich **. Unter Carl dem IX. war die Dichtkunst in Frankreich im höchsten Ansehen; und selbst die Grün-

* Hier zeigt sich das größere Alterthum der unsrigen augenscheinlich: denn wenn man ja dem Ottfried, der im IX. Jahrh. geschrieben, kein Sylbenmaaß zugestehen wollte: so ist es doch unleugbar, daß Winsebek im XII. Jahrh. es bereits beobachtet hat.

** Dieses ist bey uns Carl der Große, jenes aber Friedrich der Rothbart gewesen.

Gründe zu dem allen, was unter Ludewig dem XIV. gebauet worden, sind damals geleyet worden. Hier muß man also die ersten Spuren der französischen Prosodie suchen; und da wird man mehr davon finden, als in allen heutigen Sprachlehren und Redekünsten der Franzosen.

Zwar den Accent der Alten kann man iso nicht mehr wissen: denn der gedruckte Accent ist nicht der prosodische. Die heutige Aspiration aber hält der Hr. Abt noch für dieselbe, die vormals üblich gewesen. Allein die Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, ist bey den Alten viel bekannter und ausgemachter gewesen, als heute zu Tage. Jodelle einer von der poetischen Plejas, unter Heinrich dem II. hat im 1553. J. ein Distichon, das aus Spondäen und Dactylen bestund, drucken lassen *. Er hat also geglaubt, die französische Sprache sey eines griechischen und römischen Sylbenmaßes fähig. Und er hat ganz recht gehabt; obgleich unser Verfasser es hier noch nicht entscheiden will, und es nachmals, aus gewissen unzulänglichen Gründen gar verwirft. Wenigstens muß man dazumal die Quantität der Sylben für etwas bekanntes gehalten haben.

Pasquier erzählt, daß der Graf von Alcinois, Hendecasyllaben gemacht; dergleichen er selbst, auf

M 4

des

* Bey uns hat Rebhuhn ein evangelischer Prediger zu Plauen schon im 1540. Jahre ein Buch in Versen voll allerhand jambischer und trochäischer Verse, mit darüber gesetzten Quantitäten herausgegeben. S. der Crit. Beytr. 1. B. p. 682. u. f.

des Ramus Ersuchen, auch gethan, wie er denn ein solch Gedicht zur Probe mittheilet, welches acht und zwanzig Zeilen lang ist. Diese hatten bisher die Reime weggelassen; aber man war derselben gar zu gewohnt, als daß man sie nicht hätte vermissen sollen. Daher nahm man nunmehr beides zusammen: und dieses soll zuerst Marcus Claude von Buttet 1561. gethan haben. Die übrigen Dichter, die solches versuchet, übergeht Hr. Olivet mit Stillschweigen, weil sie ganz ins Vergessen gerathen sind *. Indessen hat doch diese Neuigkeit damals zu einer gelehrten Gesellschaft Anlaß gegeben, die 1570 gestiftet worden, pour travailler à l'avancement du language François, et à remettre sus, tant la façon de la Poesie, que la Mesure et reglement de la Musique anciennement usitée par les Grecs et Romains. Baif der Poet, und Courville der Tonkünstler, waren die vornehmsten Urheber derselben, und sie erhielten von Carl dem IX. der die pariser Bluthochzeit veranstaltet hat, eine königliche Bestätigung, darüber; darinn er sich auch selbst für ihren Beschützer erklärte. Heinrich der III. sein Bruder und Nachfolger, war eben so gnädig gegen diese Gesellschaft: allein die bürgerlichen Kriege und Baifs Tod haben ihr ein Ende gemacht.

Indes-

* Daher sieht man, daß solche Art scandirter Verse den Franzosen zu schwer gefallen; da hergegen dieselben bey uns durchgehends eingeführt worden, und ganz überhand genommen haben.

Indessen haben doch Passerat, Desportes, u. a. m. nicht aufgehört, scandirte Verse zu machen: aber sie sind auch die letzten gewesen. Der Verfasser bedauert es, daß sie diese ihre Kunst nicht in Regeln gebracht, und hinterlassen haben: denn freylich haben sich ihre Nachfolger, die nicht alle ein so zartes Gehör hatten, ohne eine Anweisung nicht finden können, was sie für lang oder kurz halten sollten. Heinrich Stephanus * hat nur obenhin davon gehandelt: Theodor Beza aber ist hierinn auf den Grund gegangen; † nur daß er zu kurz, auf vier oder fünf Seiten, die ganze Sache erschöpfen wollen. Aubigne, in der Vorrede zu gewissen metrisch übersetzten Psalmen, sagt: daß nicht Jodelle oder Baif die Erfinder dieser Versart im Französischen wären; sondern er habe eine französische Ilias und Odyssee in Hexametern gesehen, die Mouffet gemacht und drucken lassen, ehe jene noch in der Welt gewesen. Der Abt Olivet kannt sich aber nicht darinn finden, daß jene Dichter und Ramus, und Pasquier das nicht sollten gewußt haben: und in der That, müßte doch eine solche gedruckte Ilias und Odyssee noch irgendwo aufzutreiben seyn, wenn sie jemals vorhanden gewesen wäre.

Nun wirft Herr Olivet die Frage auf, warum doch die französische Prosodie, die vormals so be-

M 5

kannt

* In seiner *Precellence du langage François*. p. 12. 13. 14. und in *Hypomnesibus de Gallica Lingua*.

† In *Tract. de Francicae linguae recta pronuntiatione*. Genevae 1584.

Kannt gewesen, iſo ſo unbekannt ſey? Die erſte Urſache iſt, weil man, wie er ſagt, dieſelbe nicht nöthig zu haben geglaubt. Bey Griechen und Römern, meynt er, ſey nichts nothwendiger, und ſolglich auch leichter geweſen, als ihre Proſodie aufs genaueſte zu wiſſen: weil nämlich dieſelbe nicht nur einen Zierath, ſondern ſelbſt das Weſen ihrer Verſe ausgemacht. Und da das Leſen der Poeten den vornehmſten Theil ihrer Auferziehung ausgemacht: ſo hätten ſie die Verſe von Kindheit auf, gut ausſprechen gelernet. Ein Athenienſer oder Römer aus dem geringſten Pöbel würde einen Schauspieler ausgezeiſchet haben, wenn er auf der Bühne eine kurze Sylbe lang, oder eine lange kurz ausgeſprochen hätte. Allein ein Franzoſe wird alt, ohne es jemals weder geſehen, noch gehört, noch ſelbſt bemerkt zu haben, daß es längere, oder kürzere Sylben giebt. Die Griechen und Römer mußten alſo durchaus ſcandiren. Bey den Franzoſen aber würde es höchſtens nur eine Nebenzierde, eine kleine Anmuth ſeyn, wenn man es ja thun wollte. Und gleichwohl glaubt Herr Olivet, daß die Franzoſen übel thun, daß ſie ihre Proſodie verlaſchläſigen. Denn weil die Worte einmal das Werkzeug der Gedanken ſind: ſo ſey es löblich, ſie ſo einnehmend, überredend und gefällig zu machen, als es nur möglich iſt.

Die zweite Urſache warum die franzöſiſche Proſodie ſo unbekannt iſt, ſchiebt Herr Olivet auf diejenigen, die zwar am geſchickteſten wären, ihre Regeln zu unterſuchen, aber gerade die meiſten Vorurtheile dage-

dagegen einführen. Ein Gelehrter versteht Griechisch und Latein; er bewundert die Schönheit dieser Sprachen, und zwar mit Grunde: daß er aber denkt, unsre Prosodie sey deswegen ein Unding, weil sie der Alten ihrer nicht ganz gleich ist; das ist ein großer Irrthum. Eine jede Sprache hat ihre Art. Z. E. eine allgemeine Regel im Lateine ist, daß eine Sylbe lang ist, darinn nach dem Selbstlaute zwey stumme Buchstaben folgen: im französischen, sagt unser Abt, sey gerade das Gegentheil *. Denn eine Sylbe mit verdoppelten Mitlautern sey kurz. Von den Vocalen, sey es im Lateine eine ziemlich allgemeine Regel, daß ein Selbstlaut vor einem andern kurz sey: im französischen hergegen, werde da, wo ein stummes E das Wort schließt, die vorhergehende Sylbe lang †. Daraus schließt er

* Der Herr Abt macht hier zuerst die lateinische Regel zu allgemein; und besinnt sich nicht auf die mutas und liquidas, die keine Sylbe lang machen. Hernach ist es auch im französischen nicht richtig, daß eine jede Sylbe kurz ist, die zwey Mitlauter nach dem Selbstlaute hat. Der Selbstlaut erhält zwar einen scharfen Ton, aber die Sylbe bleibt lang. Z. E. Etönnément, dieß Wort hat zween Jamben in sich und gerade die beyden Sylben sind lang, die doppelte Mitlauter haben. Eben so ist es in Parent, talent, moment, amant, u. a. m. Doch ist es freylich nicht überall so.

† Auch hier bedenkt der Hr. Abt nicht, daß außer dem Falle des stummen E. am Ende, allemal die Selbstlaute, die vor einem andern Selbstlaute stehen, kurz sind: als Union, Orient, aimions, allusion, faignant, Craon, Lion, u. d. gl.

er: ein Gelehrter, der ihre Prosodie studieren wolle, müsse seine Vorurtheile ablegen. Quinault soll nichts als französisch gekonnt haben; und gleichwohl sind seine Verse besser zum Singen gewesen, als derer Poeten, die Griechisch und Latein gekonnt haben. **

Die dritte und letzte Ursache, warum die französische Prosodie sich je mehr und mehr verliert, das sind die Aenderungen der Rechtschreibung, die seit sechzig und mehr Jahren eingeführet worden. Man hat die meisten Buchstaben, die in der Aussprache nicht gehöret worden, ausgelassen: allein das billigt Herr Olivet nicht, weil diese Buchstaben die Aussprache fest setzen konnten; weit gefehlt, daß sie ihr hätten schaden sollen. Man schrieb z. E. il plaist, il paist, anzudeuten, daß man die Sylbe lang ziehen müsse: da man hergegen iso fait und fait ganz kurz weg spricht. Man verdoppelte auch vormals die Selbstlauter in aage, roole, baailer, raaler; um die Sylben zu verlängern; hergegen verdoppelte man die Mitlauter, um sie (oder vielmehr den Selbstlaut) zu verkürzen. Herr Olivet glaubt, die Alten hätten nichts hierinn ohne guten Grund gethan:

** Diese Folge beweist nicht viel: weil die heutigen Musikmeister auf die Länge der Sylben, die sie in Noten setzen, gar nicht acht geben: sondern entweder allen gleichlange Noten geben, oder wohl gar den langen Sylben kurze, und den kurzen lange setzen. Dadurch verliert nun die Poesie in allen musikalischen Gedichten ihren Wohlklang ungemein. Nur in des Clerambault französischen Cantaten hat sich dieser Musikmeister vor diesem Fehler sehr in acht genommen.

than: so gar, daß sie auch zuweilen wider die Ableitung dieses letztere gethan, damit man gewisse Sylben nicht kurz aussprechen möchte, welches wider die Art der Lateiner gelaufen wäre; als in couronne, und personne, die von corona und persona kommen †.

Indessen klagt er, daß man bey ihnen täglich neue Aenderungen macht, und unter dem Vorwande, den Ausländern die Aussprache zu erleichtern, es soweit bringen wird, daß die Franzosen selbst keinen Führer haben werden, wie sie ihre Sprache aussprechen sollen. Er gesteht, daß die alte Rechtschreibung ihre Unbequemlichkeiten gehabt: aber sie ganz umzukehren, das würde noch ärger seyn. Er giebt es also zu, daß man die stummen auslassen könne, die nur anzeigen, daß ein Selbstlaut lang seyn soll, wie in teste, paste; weil ein Accent tête, pâte, eben das thun kann. Aber er hält es für nöthig, tette, patte zu schreiben, obgleich das eine T. nicht gehöret wird; weil die Verdoppelung des Mitlauts nöthig ist, die Sylbe (wie er redet, oder vielmehr den Selbstlaut) kurz oder scharf zu machen. Eben das hätte er von dem c. l. und in sagen können, welche von einigen Neulingen überall ausgemustert werden, wo sie doppelt stehen; als in acomoder, alonger; da man doch sprechen muß accommoder, allonger. Er beruft sich dabey auf die französische Academie, die in
der

† Hier widerlegt sich der Verf. selbst; indem er zeigt, daß ein doppelter Selbstlauter die Sylbe lang zu machen, und nicht zu verkürzen dient: ob er gleich den Vocal kurz, oder vielmehr scharf macht. Die Lehre de tribus moris der Sylben ist hier gut.

der dritten Ausgabe ihres Wörterbuches die rechte Mittelstraße halten wird. Je mehr die Rechtschreibung wankend wird, desto nöthiger wird es, die Prosodie fest zu setzen, dafern es irgend möglich ist.

In dem allen hat der Abt Olivet vollkommen recht; und wir könnten seine Sätze durch den völligen Parallelismus unsrer Sprache darthun, wenn es sich hier schickte. Auch bey uns wollen einige Neulinge alle doppelte Buchstaben, wider alle etymologische und prosodische Gründe abschaffen, und andre Seltsamkeiten mehr einführen; die doch durch die die Natur der guten Aussprache, und den Gebrauch der besten Scribenten völlig verworfen worden. Man muß also auch hier das rechte Mittel halten, und zwar das Ueberflüssige wegwerfen, aber auch die nöthigen Verdoppelungen sorgfältig beybehalten *.

Von der zweyten Abhandlung, die von den Accenten handelt, würden wir uns der Mühe begeben können, zu handeln; da sie hauptsächlich die Sprachmeister angeht, und Anfängern im Lesen eine Richtschnur geben soll: wir wollen aber dennoch etwas davon gedenken. Es unterscheidet der Verfasser den prosodischen, oratorischen und musikalischen, von dem nationalen und gedruckten Accente. Durch den prosodischen versteht er der Griechen ihren scharfen, schweren und gezogenen Accent; beantwortet sich
aber

* Siehe hiervon den Streit der doppelten Buchstaben, in der andern Ausgabe der Nachricht von der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

aber den Zweifel nicht, der dawider gemacht werden kann. Denn diese drey Accente stimmen heute zu Tage mit der wahren Prosodie der Griechen sehr schlecht überein, ja sind derselben oft gar zuwider; indem eine prosodisch kurze Sylbe, oft einen Accent kriegt, der sie in der Aussprache verlängert, und dadurch den metrischen Wohlklang verderbet. Bey uns Deutschen geschieht dieses niemals, sondern unsre kurzen Sylben bekommen niemals einen Accent. Den oratorischen Accent erklärt er ganz gut, er kann aber schwerlich in Regeln gebracht werden, und kömmt auf das lebhafteste Naturell und die gute Urtheilungskraft dessen an, der da redet; ist aber auch nach Beschaffenheit der Länder und Provinzen mancherley. Den musikalischen muß man zwar den Componisten anheim stellen: aber der Hr. Abt hätte ihnen nur vorschreiben sollen, keine prosodisch-lange Sylbe, mit einer kurzen Note zu schwächen; und keine kurze durch den Gesang länger zu dehnen, oder eben so lang zu machen, als die dabey stehende längere. Dieses geschieht nun bey den Franzosen fast in allen ihren Chantons, wo mehr als eine Strophe nach derselben Weise gesungen wird. Denn da wird die natürliche Länge und Kürze der Sylben insgemein so zerlästert, daß man Mühe hat zu verstehen, was gesungen wird; wo man dieses kauderwelschen Singens nicht schon sehr gewohnt ist. Hieraus hätte er am besten die Nothwendigkeit der Prosodie in der französischen Dichtkunst darthun können; sonderlich für Poeten die Lieder machen. Denn die sollten wenigstens alle andre Strophen, nach dem

Syl-

Sylbenmaaße der ersten einrichten; damit auch die Melodie der ersten sich dazu schicken könnte, welches sie aber niemals thun.

Weil hier eine bequeme Gelegenheit ist, diese Anmerkung zu machen: so will ich das, was ich sage, mit einem bekannten Exempel erläutern. Riviere du Sreny hat im VI. B. seiner Werke ein Lied mit Noten in Kupfer stechen lassen, welches offenbar, und statt aller andern zeigt, daß die französischen Musikmeister, die Prosodie ihrer Sprache gar nicht verstehen, und dem Poeten seinen Text zu verhungzen pflegen. Die erste Strophe heißt so:

Vn sôt qui vëut fairë l'hâbilë
Dit qu'en lisânt il prétënd töt s'avoïr.

Nun frage ich einen jeden, der nur die Länge und Kürze der Noten kennt; ob dadurch die Länge der Sylben nach der täglichen Aussprache der Franzosen wohl ausgedrücket worden? Ist es nicht so? wenn man diese Zeilen recht liest, so spricht man sie folgendermaßen aus.

Vn sôt, qui vëut, fairë l'hâbilë,
Dit, qu'en lisânt il prétënd töt s'avoïr.

Wer sie anders aussprechen wollte, dem würde sein Sprachmeister mit recht einen Verweis geben, und sagen, daß er wider den Accent verstieße. Allein, wie hat der Componist sie gesetzt? Nach dem Werthe und der Gültigkeit der Noten, muß man sie so singen, wie sie vorhin gesetzt und bezeichnet waren. Mehr ist es nicht nöthig davon herzusetzen. Wer kann aber hier immermehr, das ün sôt, das fairë,
und

und das prätend, ertragen, oder erdulden? Würde man nicht in Paris für einen Gasconier, Niederbreitagnier, oder gar für einen Schweizer ausgeschryen und ausgelachet werden, wenn man so reden wollte? Und gleichwohl singen die artigsten Pariser nach einer so barbarischen Prosodie, die fast allen Sylben ihren natürlichen Ton und Accent benimmt. Doch trifft es freylich nicht allezeit so schlimm; wie denn auch in der folgenden Hälfte der Strophe etliche Zeilen ganz wohl zur Prosodie passen. Wie nun aus diesem Exempel erhellet, daß die Componisten den Poeten ihre Kinder verwahrlosen: also ist es auch gewiß, daß die Poeten den Musikmeistern das gute componiren ihrer Stücke unmöglich machen; indem in ihren Oden oder Liedern keine einzige Strophe mit der andern in der Prosodie übereinstimmt. Gesezt nun, der Componist hätte die erste Strophe ganz genau nach der Quantität der Sylben in Melodie gebracht: so wird sich diese zu allen folgenden gar nicht schicken; sondern der Sänger wird sich oft genöthiget sehen, ein sogenanntes e muet, ein stummes und folglich höchst kurzes E, welches in der täglichen Aussprache gar nicht einmal eine Sylbe macht, so lang zu zerrn, und mit Läuffern oder Trillern auszudehnen, als ob es ein recht gezogener und emphatischer Doppellaut wäre. Wie erbärmlich das aber den natürlichen Ton der französischen Aussprache verstümmele, das lasse ich alle diejenigen beurtheilen, die solche französische Chançons oder Tisch- und Trinklieder mit unparteyischen Ohren haben singen hören.

Von dem Nationalaccente erinnert er, daß sowohl die verschiedenen Abänderungen der Stimme, als auch die Länge der Sylben darunter begriffen werden. Er merkt hier sonderlich den gasconischen und normännischen Accent an, die von dem parisischen sehr abgehen, und versichert, daß man eine Redensart aus dem Umgange, in Montpellier oder Bourdeaux unmöglich so, wie bey Hofe aussprechen könne; da man doch eine französische Oper nach Canada schicken, und sie zu Quebec von Note zu Note könne absingen lassen, so wie sie zu Paris gesungen worden.

Was den geschriebenen Accent anlangt, so merkt er an, daß die französischen Accente, ob sie wohl so wie die Griechischen heißen und aussehen, doch nicht einerley Absicht und Nutzen mit denselben haben. Dieses ist bekannt; denn man setzt dieselben nur über etliche Selbstlaute, als e und a, um ganz was anders anzuzeigen, als die Erhöhung des Tones, oder die Vertiefung desselben. Bey dem la, a, ou, ändert ein Accent gar die Bedeutung des Worts. Bey dem bête, tôt, animât zeigt er einen ausgelassenen Buchstaben an, der vormals gedient, die Sylbe lang zu machen. Dergestalt schließt er: die gedruckten französischen Accente dienten höchstens die Sylbe lang zu machen; nicht aber sie zu erheben, oder zu vertiefen, wie die griechischen: und also wären sie nur durch einen Mißbrauch zu ihrem Namen und zu ihrer Figur gekommen.

Er kömmt also zu dem prosodischen Accente zurück, als über welchen allein man gewisse Regeln geben

geben kann. Daß Römer oder Griechen solche Accente in der Aussprache gehabt haben, dadurch man nach dem bloßen Gehöre, in Wörtern von einerley Buchstaben, verschiedene Bedeutungen unterscheiden können, das will der Herr Abt den alten Sprachlehrern zu gefallen glauben. Man sollte aber denken, er könnte es aus dem Worte Lepores selbst schließen, welches man auf zweyerley Art ausspricht, nachdem es Hasen oder artige sinnreiche Reden bedeuten soll. Was er und wir in diesem Falle können, das konnten die Alten in allen solchen Fällen. Hier wirft er nun die Frage auf, ob die französische Sprache Sylben habe, die an sich selbst, und außer der Verbindung mit andern betrachtet, erhöht, oder niedergedrückt werden müssen? Und so meynt er sich deutlich erkläret zu haben.

Allein uns dünkt fürs erste, daß dieses nicht die rechte Meynung sey, wenn man von der prosodischen Länge und Kürze redet. Denn dazu ist es eben nicht nöthig, daß eine Sylbe einzeln betrachtet, ihrer Natur nach schon lang sey. Ist denn z. E. im Lateinischen der Buchstab A, seiner Natur nach allemal lang, oder allemal kurz; und kann er nicht beydes werden, nachdem er entweder in der Nennendung, oder in der Nehmendung vorkömmt? Eben so kann es ja in andern Fällen kommen, daß eine Sylbe uns durch das Gutachten, oder durch die Aussprache eines Volkes lang oder kurz wird; ja wohl in verschiedenen Wörtern beydes seyn kann. Hernach ist auch so viel wahr, daß eine Sylbe, die aus vielen lauten und stummen Buchstaben

besteht, mehr Zeit in der Aussprache erfordert, als eine andre, die weniger Theile hat. Denn die Zunge und Lippen müssen sie doch nacheinander bilden und hören lassen. Dieß giebt nun zu verschiedenen Regeln der latein. Prosodie den Grund ab: z. E. daß die Doppellaute, oder eine Sylbe, wo zwene Mitlauter auf den Selbstlaut folgen, lang; ein Vocal vor dem andern aber, kurz seyn sollen. Allein diese Regeln allein entscheiden weder im Lateine noch im Griechischen aller Sylben Länge und Kürze; leiden auch hin und wieder ihre Abfälle. Daher kann man, unsers Erachtens die Frage von der Prosodie der französischen Sprache, so nicht erklären, als der Herr Abt gethan hat: zu geschweigen, daß manche Sylbe, die an sich selbst lang genug seyn würde, in der Nachbarschaft einer noch längeren, oder die nur einen willkührlichen Accent von einem Volke bekommen hat, kurz zu werden scheint, weil sie den Ton verliert.

Dieser unsrer Meinung ist unter den alten Franzosen auch Theodor Beza zugethan gewesen; den der Herr Olivet anführt. Er entscheidet die obige Frage kurz und gut; indem er sagt *: „Eine jede Sylbe die den Accent in der Aussprache hat, sey lang, und alle übrigen kurz“. Diese Regel gilt bey

*) Illud autem certo dixerim, sic concurrere in Francica lingua tonum acutum cum tempore longo, ut nulla syllaba producatur, quae itidem non attollatur; nec attollatur vlla, quae non itidem acuatur: ac proinde fit eadem syllaba acuta, quae producta, & eadem grauis quae correpta. p. 74. l. c.

bey uns Deutschen auch, und hat allem Ansehen nach auch bey Griechen und Römern gegolten, ehe man bey jenen die wunderlichen Accente eingeführt hat, die ihrer alten Prosodie ganz zuwiderlaufen. Aber Herr Olivet will diesem großen Kenner der Prosodie doch nicht ganz, sondern nur in den meisten Fällen recht geben.

Wir übergehen den Schluß dieses Artikels, um aus dem V. noch etwas von dem Nutzen der Prosodie anzuführen. Denn nachdem er sehr subtile Regeln von dem französischen Sylbenmaasse gegeben, und man nun denkt, er werde dadurch die französischen Verse metrischer und wohlklingender zu machen suchen, als sie bisher gewesen: so steht auf der 101. S. Er habe gar nicht sagen wollen, daß eine metrische Versart im französischen möglich sey; oder wenn sie möglich wäre, sich für die Franzosen schicken würde. Hier möchte nun jemand fragen, warum er doch immermehr dieß Buch geschrieben? Er sucht indessen beyde Sätze so gut er kann zu beweisen. 1) Meynt er die französischen Wortfügungen litten keine solche Versehungen als die alten Sprachen gelitten; daher sey es unmöglich ein gewisses Sylbenmaass ungezwungen herauszubringen. Allein der P. Cerceau hat behauptet, die ganze französische Poesie bestünde in lauter Versehungen: wie reimet sich nun dieses zusammen? Ja man könnte dem Hrn. Abt Olivet leicht viele Zeilen, aus seinen besten Poeten vorlegen, die von ungefähr ganz jambisch, tröchaisch, oder anapästisch gerathen sind. Und wie müssen

wir Deutschen es machen, da wir auch nicht wie Griechen und Römer die Wörter untereinander werfen dürfen, und doch metrisch scandiren? 2) Will er doch noch gewissermaßen einen Nutzen der Prosodie einräumen, wenn man nur von den Poeten bloß den freyen Wohlklang fordert, den die Alten von den Rednern gefordert haben. Das ist aber in der Poesie nicht genug. Endlich gesteht er, daß auch die musikalischen Gedichte etwas besser nach dem Gesange könnten etngerichtet werden, wie wir oben bemerkt haben. Er führt ein Zeugniß an, welches zugiebt, was wir daselbst forderten: que le chant doit faire sentir exactement par la durée des sons, la quantité de chaque syllabe; et c'est ignorance ou negligence au Musicien, d'en violer les regles. Er führt auch den Bossius an, der in seinem Tract. de viribus Rhythmici, eben das gefordert hat, und giebt ihm einigermaßen recht. On est content du Musicien, lorsque son air exprime le sens des paroles: peut-être, qu'en meme tems il pourroit repondre à la Prosodie; et ce seroit une nouvelle source d'agremens. Doch da-

von wollen wir ein andermal
reden.





V.

Il Sogno di Scipione, drammatico
componimento, da rappresentarsi nel regio
Teatro di Berlino, per ordine di sua Maestà.

In Berlino 1746. in 8.

Das ist:

Der Traum des Scipio, ein Sing-
spiel &c.

So wenig wir sonst geneigt sind, den musikalischen Schauspielen das Wort zu reden, oder in dieser Monatschrift Auszüge davon zu machen: so merkwürdig ist uns doch das gegenwärtige vorgekommen. Sowohl die Quellen daraus es geschöpft worden, als die Erfindungen des Dichters, unterscheiden es von dem großen Haufen welscher und deutscher Singspiele über die maßen. Ja selbst die Art der Ausführung, weiß von keinen verliebten Tändeleien, zärtlichen Zuckernworten, und andern solchen gewöhnlichen Zierrathen der Opern etwas. Dieses ist also ein rechter Phönix unter den Singspielen, ein recht heroisches Drama, darinn lauter Helden und Gottheiten auftreten; und nichts als edle Gedanken in den anständigsten Ausdrückungen vortragen: wo man nicht die Tugend zu ersticken, und der Zärtlichkeit auf den Thron zu helfen; sondern die Weichlichkeit zu verbannen, und die Menschenliebe, die Verachtung

der irdischen Größe, und die Begierde nach einer glückseligen Unsterblichkeit nach dieser Welt, einzufloßen sucht. Kurz wenn es viel solche Opern gäbe, oder geben könnte, und sowohl die Dichter, als Componisten, nebst den Sängern, ihre Pflicht recht beobachteten: so könnte man uns in unserm bisherigen Urtheile von dieser Art dramatischer Stücke noch mit der Zeit wankend machen.

Was der Traum des Scipio sey, ist den Gelehrten aus dem Cicero bekannt; den deutschen Lesern aber kann es aus den Schriften der deutschen Gesellschaft, und Hrn. Hofrath Trillers Schriften, auch nicht ganz unbekannt seyn. Die gelehrtesten Männer alter und neuerer Zeiten haben diese kleine ciceronische Schrift im höchsten Werthe gehalten. Von den erstern wollen wir nur den Makrobius, und von den letztern den Ludov. Vives * nennen: Beyde haben gelehrte Auslegungen darüber gemacht: ja Planudes hat sie gar, nebst des ersten Auslegung, ins Griechische übersezt. Cicero führet darinn den jüngern Scipio redend ein, und läßt ihn erzählen, daß er in Africa, als er in dem Carthaginensischen Feldzuge dahin gekommen, mit dem alten Könige Masinissa, einmal bis in die späte Nacht, sonderlich von seinem Großvater dem ältern Scipio, den jener noch gekannt hatte, eine Unterredung gepflo-

* Dieser urtheilt so davon: De hoc somnio hoc possum affirmare: nulla unquam hominum memoria scriptum esse librum, (sacros nostrae religionis semper excipio) in quo plus rerum, plus artis, plus eloquentiae sit comprehensum atque infartum.

gepflogen, und was ihm darauf geträumet habe. Es sey nun, daß wirklich Scipio etwas dergleichen geträumet, welches hernach Cicero ausführlicher erzählet, und ausgeschmücket; oder daß dieser es durchgehends erdichtet, wie er, nach platonischer Art in seinen Gesprächen öfters gethan: so bleibt es ein Meisterstück in seiner Art, welches man ohne Erbauung und Nührung nicht lesen kann.

Der welsche Dichter, der den glücklichen Einfall gehabt, ein musikalisches Drama daraus zu machen, hat es für nöthig gehalten, noch ein paar Personen dazu zu dichten. Er hat dazu die Standhaftigkeit, und das Glück erwählt, die als ein paar Göttinnen, dem im Traume liegenden Scipio erscheinen und sich um seine Gunst bemühen. Er scheint hier den Traum Lucians vor Augen gehabt zu haben, wo gleichfalls die Bildhauerkunst und Gelehrsamkeit dem träumenden Knaben erscheinen, und sich demselben beyde beliebt zu machen gesucht. Sonst ist es freylich nach den Regeln der theatralischen Dichtkunst ein Fehler allegorische Personen mit wahrhaftigen zu vermischen. Allein hier, da das ganze Drama einen Traum vorstellt, fällt diese Regel weg: denn alle Personen sind Einbildungen eines Schlafenden. Eine ist eben so wirklich, als die andere, und also wird diese Critik hier gar keine statt haben. Uebrigens sind diese beyde Gottheiten auch wohl gewählt; weil freylich ein siegreicher Held, sich entweder bloß dem Glücke überlassen, oder der Standhaftigkeit in seinen großmüthigen Absichten ergeben kann. Diese nämlich scheint der

Dichter dabey zu verstehen; da sonst die Standhaftigkeit im Bösen kein Lob für seinen Helden abgeben würde. Vielleicht hätte er nicht übel gethan, wenn er solches etwas deutlicher zu verstehen gegeben, oder gar die Tugend oder Großmuth an ihre Stelle gesetzt hätte.

Sobald also Scipio im Traume dieser beyden Göttinnen ansichtig wird: so rufen ihm beyde zu, er solle ihnen folgen. Er erwachet gleichsam davon, und erstaunet über die Klarheit, darinn er sich befindet, fraget auch seine Gefährtinnen, wo er sey, und wer sie seyn? Die eine nennt sich die Ernährerin der Helden, die andre, die Austheilerinn aller Güter in der Welt. Eine jede dringet darauf, er solle sie sein lebenslang zur Gefährtinn erwählen. Er kann sich nicht entschließen, und fordert Bedenkzeit; begehrt auch erst aus seinen Zweifeln gerissen zu werden. Man verspricht ihm zu antworten, aber kurz. Er hört also, er sey nicht mehr in der Residenz des Masinissa; sondern im Himmel, wo tausend Sterne um ihn funkeln, und die Harmonie der himmlischen Sphären sich hören läßt. Als er sich dieses erklären lassen, fragt er, wer sich denn hier aufzuhalten pflege? Das Glück zeigt ihm seinen herannahenden Großvater, Publius Cornelius Scipio, und ein Chor ruft ihm zu:

Germe di cento Eroi,
Di Roma onor primiero,
Vieni, che in Ciel straniero
Il nome tuo non è.

Mille

Mille trovar tu puoi
Orme degli Avi tuoi
Nel lucido sentiero
Ove inoltrasti il piè.

D. i. Du Zweig von hundert Helden
Der Römer Preis und Ehre,
Komm, denn auch hier im Himmel
Bist du nicht unbekannt.
Du triffst hier tausend Schatten.
Von deinen großen Ahnen,
Auf den bestirnten Pfaden,
Die du betreten, an.

Es wäre gut, wenn die deutsche Uebersetzung, die dieser Oper beygefügt ist, die Arien durchgehends auch nur in solche reimlose Zeilen übersetzt hätte, die nach den Melodien des wälschen Textes gesungen werden könnten, wie wir es mit dieser Arie versuchet haben. Denn eine bloß ungebundene Uebersetzung klingt viel zu matt, wenn sie die Schönheiten der Poesie ausdrücken soll.

Nunmehr geht das Gespräch des Scipio mit seinem Großvater an; welches der Poet überaus glücklich ausgedruckt hat. Es hat sich daher jemand die Mühe genommen, es in deutsche, aber alexandrinische Verse zu übersetzen, als ob es ein Stück aus einem Trauerspiele wäre. Weil wir unsern Lesern den Inhalt desselben gern vor Augen legen wollen; so kann solches am süklichstn durch die Mittheilung dieser beyden Scenen geschehen, die auch unstreitig die erhabensten und besten in dem ganzen Singspiele sind. So lauten sie.

Scipio,

Scipio, der seinen Großvater kommen sieht.

Ihr Götter! ist es wahr? Ist das nicht Scipio,
Mein großer Anherer selbst? Ja, ja, es ist also!
Er ist's; der große Held, der Africa bezwungen,
Und unsrer Römer Joch Carthagen aufgedrungen.

Publius.

Ich bin es, zweifle nicht.

Scipio.

Ich starre, schreckensvoll!

So können Todte denn, allhier am Sternepol = =

Publius.

So ist's, mein Scipio. Ich bin nicht ganz gestorben.

Scipio.

Doch hat dich Rom beweint, und was du dir erworben,
Ein prächtig Ehrenmaal dem Rest von dir geweiht.

Publius.

Ach Schweige, werther Sohn! der Glieder Sterblichkeit,
Die deinen Geist umgiebt, und deines Leibes Hölle;
Das ist nicht Scipio! Die dauerhaftre Seele,
Die keinen Moder kennt und nie die Kraft verliert,
Das ist der Scipio, der kein Verwesen spürt!
Das Schicksal würde ja die Tugend schlecht belohnen,
Wenn es der Geister nicht im Sterben wollte schonen;
Und wenn nach eurer Welt nichts mehr zu hoffen war.
Der Wesen Ursprung, Gott, thut nichts von ungefähr:
Auch nach dem Grabe will er unser Thun vergelten.
Hier oben siehst du ja, die Menge besserer Welten,
Die dienen dem zum Lohn, der dort sein Vaterland
Geliebt, und für sein Wohl die letzte Kraft verwandt;
Gemeiner Ruh zu gut die eigne nicht genossen,
Ja für der Bürger Heil sein eigen Blut vergossen.
Soll dich, mein werther Sohn, die Wohnung einst erfreun:
So denk, von wem du stammst, erinnre dich auch mein!
Wer so, wie wir erblaßt, der kann hier ewig schweben,
Und wer für sich nur lebt, der ist nicht werth, zu leben.

Zwey

Zweiter Aufzug.

Scipio, Publius, Aemil, das Glück,
die Standhaftigkeit.

Scipio.

Was hör ich? wenn also die Helden hier noch leben =

Das Glück.

Was säumst du, Scipio, den Ausschlag nun zu geben?
Mir schwindet die Geduld. Entscheide, wen du wählst.

Die Standhaftigkeit.

Erlaub ihm Zeit und Raum, anstatt daß du ihn quälst.
Je mehr er sieht und hört, je besser wird er wählen.

Scipio.

Wenn hier die Helden noch beglückte Tage zählen,
Warum erblick ich denn nicht meinen Vater hier,
Den kriegerischen Aemil?

Das Glück.

Da steht er ja vor dir,

Nur du bemerkst ihn nicht.

Scipio.

Mein Vater! ach verzeihe,
Das ich dich nicht erblickt. So sehr ich mich erfreue:
So starrt mein Augenlicht und ist erstaunensvoll;
Doch so, daß aus der Brust dein Bild nicht weichen soll.
Ja ja, du bist es selbst. Ich seh in deinen Blicken,
Die vorge Majestät, die jeden konnt entzücken.
Ich fühl in meiner Brust der Ehrfurcht regen Trieb,
Doch wie empfängst du mich? Hast du mich nicht mehr
lieb?

Freust du dich nicht, gleich mir, da du mich wieder siehest?

Aemil.

Mein Sohn, des Himmels Lust, wenn du der Welt
entfliehst,

Ist viel beständiger, als alles was ihr kennt.

Hier weis man nichts von dem, was ihr Betrübniß nennt.

Scipio.

Scipio.

Ich bin ganz außer mir. Hier scheint mir alles neuer,
Als in der Welt zu seyn.

Aemil.

Ist sie dir noch so theuer,
Da du von ihr getrennt und bey den Sternen bist?
Wirf deinen Blick hinab, wo jene Kugel ist.
Siehst du den hellen Punct, der ganz im Nebel steckt?

Scipio.

O Himmel! hab ich da vielleicht die Welt entdeckt?

Aemil.

Das ist der Erdball, Sohn.

Scipio.

Und See und Meer zugleich?
So vieler Länder Zahl, an großen Völkern reich,
Die Tyber, unser Rom, und was es überwunden?

Aemil.

Das alles ist ein Punct: ja, ist fast gar verschwunden.

Scipio.

Mein Vater! wie sehr klein ist doch der Erden Pracht,
Der Schauplatz, wo man sich so viel zu schaffen macht!

Aemil.

Ach solltest du, mein Sohn, der Menschen Herzen sehen,
Die Träume, die man hegt, ihr thörichtes Vergehen;
Die Thorheit, die bey dem, was Lachenswürdig ist,
In Wuth und Zorn geräth, vor Liebe fast zerfließt;
Wald voller Freuden jauchzt, und bald vergeht von Weinen:
Wie viel verächtlicher würd er dir nicht erscheinen!
Ihr lacht dort unten oft, wenn ein betrübtes Kind
Um eitles Tockenwerk in Thränen fast zerrinnt:
Hier lacht man über euch bey allem, was ihr treibet,
Weil ihr als Greise noch den Kindern ähnlich bleibet.

Scipio.

Mein Vater! ist's erlaubt, ach so vergönne mir,
Hier stets bey dir zu seyn. Ich bleibe willig hier,
Und will den Unglücksstüz, den Erdball gerne fliehen.

Das

Das Glück.

Das ist noch nicht erlaubt.

Die Standhaftigkeit.

Umsonst ist dein Bemühen!

Publius.

Noch steht es dir nicht frey.

Scipio.

Ich habe genug gelebt;

Genug, genug für mich, der Tugend nachgestrebt.

Aemil.

Allein, noch nicht genug, nach höhern Götterschlüssen;
Noch nicht genug für Rom, dem Römer dienen müssen;
Auch für die ganze Welt und für den Himmel nicht!

Publius.

Du hast zwar viel gethan, und thatst nach deiner Pflicht:
Allein man heischt noch mehr. Du führst noch nicht den
Titel

Den Africa mir gab. Ich fand zuerst das Mittel
Carthagens Stolz gezähmt, und Rom getreu zu sehn:
Durch dich muß erst sein Fall und Untergang geschehn.
Seh und bereite dich zum Unglück, wie zu Siegen!
Die Tugend bleibt zwar groß, und kann nicht unterliegen:
Allein, das Schicksal prüft sie oft durch Schlag und Fall.
Doch wenn man denkt, sie fällt, so siegt sie überall.
Wie an den Hügeln sonst bey ungestümen Winden,
Die starken Eichen sich nur immer fester gründen:
Und muß im Winter gleich des Laubes Schmuck entgehn,
Schlägt doch die Wurzel tief, daß sie noch fester sehn.

Scipio.

Weil dieß das Schicksal will, so muß ich mich bequemen &c.

Hier heben nun die beyden Göttinnen ihren Kampf
von neuem an, und nachdem ihm eine jede erklä-
ret hat, was sie ihm für Güter gewähren kann:

so

so greift er nach der Standhaftigkeit und läßt das Glück fahren. Dieses erzürnt sich, und thut ihm grausame Drohungen. Darüber erschrickt Scipio etwas, indem sich Wolken, Ungewitter, Finsternisse und Donnerschläge einfinden. Doch er fasset sich und will dem Glücke ferner trogen, als er erwacht, und sich wieder in der Residenz des Massinissa befindet. Hier vermisset er zwar den Himmel, seinen Vater und Großvater; fühlt aber die Standhaftigkeit noch in seiner Brust, und entschließt sich, dem Willen der Götter, den sie ihm also entdeckt hatten, lebenslang zu folgen.

Wir glauben, man dürfe den Lesern die Vorzüge einer so heroischen Fabel, nicht weitläufig erklären. Der Eindruck, den sie bey einem jeden macht, wird satzsam das Wort für sie führen. Was die allegorische Bedeutung und Anwendung derselben, auf denjenigen Monarchen betrifft, an dessen Hofe sie aufgeführt worden: so überlassen wir dieselbe gleichfalls unsern Lesern zu errathen. Wir wünschten, daß dasjenige Carthago, der westliche Erbfeind des deutschen Reichs, welches Friedrich der I. König in Pr. mehrmals durch seine Waffen gudemüthiget, Friedrich Wilhelm aber allezeit gehasset hat, von ihrem tapfern Enkel und Sohne völlig gestürzt werden möge. Dieß ist die größte Ehre, die sich ein so heldenmüthiger Prinz in der Welt noch erwerben kann.

So gut indessen dem Poeten seine Arbeit in diesem Singespiele gelungen ist: so sehr kömmt uns wiederum der Zweifel an, ob nicht das beständige
Sin-

Singen einer Oper, zumal in den künstlichen Arien, die Majestät der großen Scipionen, sehr erniedriget und entkräftet haben wird. Sollten diese Helden vielleicht gar von Discantisten vorgestellt worden, die Göttinnen aber in großen Reifenröcken erschienen seyn: so gestehen wir, obwohl mit Unwillen, daß wir der Vorstellung dieser an sich schönen Fabel, ohne Lachen und Abscheu nicht hätten beywohnen können.

Man erfreuet sich schließlich, daß gleichwohl die theatralische Religion in Berlin, den Voltarianern zu Trost, noch die Unsterblichkeit der Seele hat predigen dürfen; eine Lehre, die auch von weisen Heyden eingesehen worden. Es ist wahr, daß dergleichen Wahrheiten durch Noten und Maschinen schlecht demonstrirt werden: aber gleichwohl vertreten auch edle Empfindungen, die bey erhabenen Seelen erregt werden, die Stelle mäßiger Beweisgründe; zumal wenn auf der andern Seite nichts als kalte Spöttereyen und frostige Einfälle vorhanden sind.

VI.

Nachricht von einer poetischen Uebersetzung des Buches Hiobs.

Das Buch Hiobs, ist nach vieler gelehrten Meynung das allerälteste, das in der Welt vorhanden ist. Es haben sich daher viele

Bücherf. II. B. 4. St. A a Lieb.

Liebhaber der alten Weisheit große Mühe gegeben, dasselbe recht zu verstehen und zu erklären. Man weiß unter andern, wie von den Neuern der berühmte Scheuchzer und Joh. Adolph Hofmann sich in dieser Beschäftigung hervorgethan. Man hat aber in diesem trefflichen Buche nicht nur Religion und wahre Weisheit; sondern auch vortreffliche Muster einer erhabenen Dichtkunst angetroffen. Der englische Zuschauer hat viele Stellen darinnen, mit einigen andern ähnlichen, aus dem Homer und Virgil verglichen, und den großen Vorzug der hebräischen Poesie vor der griechischen und lateinischen deutlich gewiesen.

Eben daher mag es vielleicht gekommen seyn, daß viele deutsche Dichter sich bereits mit poetischen Uebersetzungen dieses so schätzbaren Buches beschäftigt haben. Friedrich von Derschau, ein preussischer Poet hat 1697. eine solche in ziemlich wohlgerathenen Versen gemacht, und in 8. zu Königsberg ans Licht gestellt. Anna Rupertina Fuchsin, eine gebohrne von Pleitner, aus Elbing, hat in ihren poetischen Schriften, die Hr. Rothscholz 1726. ans Licht gestellet, sich eben die Mühe gegeben, und den ganzen Hiob in ein dramatisches Gedichte verwandelt, welches bald aus Arien und Recitativen, nach Art der Opern, bald aus langen Versen bestehet. Andre, die sich vielleicht auf eben die Art daran gemacht haben, und die wir isz nicht bey der Hand haben, werden einigen von unsern Lesern von selbst einfallen.

Wir

Wir wollen eben nicht behaupten, daß die ganze Geschichte Hiobs nichts anders, als ein tragisches Gedicht sey, womit ein heiliger Scribent die Tüden in der ägyptischen Dienstbarkeit aufzurichten, und zu trösten gesucht: ob es gleich an Gelehrten nicht gefehlt, die solches vorgegeben haben. So viel ist aber gewiß, daß der ganze Inhalt desselben eine sehr traurige Begebenheit in sich hält, die mit vielen poetischen Zierrathen, edlen Gedanken, beweglichen Unterredungen und erhabenen Lehren von Gottes Allmacht und Vorsehung ausgeschmücket ist, und sich also zu einer dramatischen Einleitung überaus wohl schicket.

Dieses hat vermuthlich einen geschickten jungen Dichter, der sich schon durch andre Proben von dieser Art bekannt gemacht hat, veranlaßet, sich auch einmal an das Buch Hiobs zu machen, und selbiges in eine, nach dem heutigen reinern Geschmacke eingerichtete Poesie, einzukleiden. Da derselbe sich auf die Gottesgelahrtheit befließiget, so ist diese Arbeit um so viel weniger für überflüssig zu halten. Denn wo könnte ein künstlicher geistlicher Lehrer eine nachdrücklichere Beredsamkeit, erhabnere Gedanken von Gott und seinen Eigenschaften, lebhaftere Beschreibungen von den Werken der Natur, und edlere Ausdrückungen von hundert wichtigen Materien antreffen, als in diesem unschätzbaren Ueberreste des orientalischen Alterthums? Es wäre zu wünschen, daß viele Candidaten des H. Predigtamts ihre Wohlredenheit fleißiger aus diesen reinen Quellen, als aus andern seichten homiletischen

Kunstgriffen schöpfen möchten; so würden wir nachdrücklichere und feurigere Reden an heiliger Stätte zu hören bekommen, als an vielen Orten zu geschehen pflegt.

Da uns ein Stück aus dieser neuen Einkleidung Hiobs in die Hände gefallen: so wollen wir es unsern Lesern als eine Probe mittheilen. Wir erinnern nur, daß nicht das ganze Werk, sondern nur diese Klage Hiobs, nach Art einer Elegie ausgedrückt worden; alles übrige aber in heroischer Reimart abgefasst ist.

Hiobs Verfluchung seines Geburtstages.

Verflucht sey dieser Tag! die Stunde sey verlohren!
Verflucht sey diese Nacht! die Nacht, die mich
empfieng!

Da man mit Freuden sprach: ein Männlein ist geboren!

Durch den ich in die Welt, doch auch ins Elend gieng!
Tag! Unglücksvoller Tag! mit Finsterniß erfülle

Dich deines Schöpfers Nacht! Er frage nie nach dir!
Kein Glanz erhelle dich! und Dunkelheit verhülle,
Und stete Finsterniß verberge dich vor mir!

Die Wolken lassen dich der Sonne Licht nicht schauen,

Durch Nebel und durch Dampf verdunkle sich die Luft!
Du seyst ein Schreckenstag! ein Tag voll Furcht u. Grauen!
Es schwärze dich, o Tag! ein gisterfüllter Duft.

Du magst, verworfne Nacht! vom Dunkel eingenommen,
Dich in dem Jahre nie mit andern Tagen freun!

Du Nacht, magst in die Zahl der Monden niemals kommen!
Kein Jauchzen sey in dir! du müssest einsam seyn!

Es müssen dich, o Nacht! die Flüche stets erschrecken,
Die der Verflucher Mund des Tages von sich haucht!

Die durch Beschwörungen den Leviathan wecken,
 Wenn ihr gereizter Zorn, ihn zu der Rache braucht.
 In ihrer Dämmerung erlöschen deine Sterne!
 Hoff auf des Lichtes Glanz, und sieh es nimmer nicht!
 Es bleib, o Nacht! von dir die Morgenröthe ferne!
 Und wenn sie kommen will, verliere sie ihr Licht.
 Warum verbargst du nicht vor meinen scheuen Blicken
 Das Unglück, das mein Herz durch steten Jammer bricht?
 Warum muß die Geburt doch meiner Mutter glücken?
 Warum verschloßest du des Leibes Thüre nicht?
 Warum erblaßt ich nicht, da ich den Leib verlassen?
 Ach! warum ward mir nicht der Mutter Leib ein Grab?
 Warum muß man vergnügt mich auf dem Schoß umfassen?
 Warum sog ich die Brust, die mir die Nahrung gab?
 Ich schliese, wäre still, und könnte sicher liegen,
 Hätt ich, ich Armer! nicht das Licht der Welt ge-
 schaut!

Mit Herrschern, welche Stadt an neue Städte fügen,
 Und die das wüste Land bevölkert, und gebaut;
 Mit Fürsten würd ich ruhn, die Gold mit Golde häufen,
 Und deren Wohnungen des Silbers Menge füllt.
 Verborgnen würd ich ruhn, kein Schmerz würd mich ergreifen,
 Wie Kinder, welche noch der Mutter Leib verhüllt;
 Wie die Geburt, die nie in ihrer Reif erscheint.
 Den Jammer kennst ich nicht, der mich zum Klagen treibt!
 Dann hätt ich Armer nie aus Herzens Angst geweinet!
 Ich wäre nichts, wie sie, weil sie verborgen bleibt!
 Im Grabe leget sich der Frevler Mut und Loben,
 Da ruhn die, welche Noth und Mühs und Angst beschwert!
 Gefangne sind daselbst der Trübsal überhoben,
 Da ist's, wo nicht ihr Ohr, des Drängers Stimme hört.
 Die Reichen dieser Welt, die Herrscher dieser Erden,
 Der, den das Elend treibt, das er um Rettung ruft,
 Die, so der Dienstbarkeit aus Huld erlassen werden,
 Und den geplagten Knecht, vergleicht zuletzt die Gruft.
 Warum hast du das Licht Mühseligen gegeben,
 Die ihres Unglücks Last, und Gram zu Boden drückt?

Gott! warum läßt du doch betrübte Herzen leben,
 Die bey dem Kummer nicht dein starker Trost erquickt?
 Die, da der Tod nicht kömmt, ums Leben sich betrüben,
 Und unter Schmerz und Gram zu ihm nach Hülfe schreyen;
 Die ihn erfreut und froh aus dem Verborgnen grüben,
 Und sich voll Zuversicht des stillen Grabes freun.
 Was nützt das Leben dem, den stetes Elend schrecket,
 Aus Kummer sich verzehrt, und im Verborgnen lebt?
 Vor dem der Höchste selbst den eignen Weg verdecket,
 Der vor des Leidens Zahl, das ihn verfolgt, erbebt?
 Dann, wann ich essen soll, seufz ich bey meinen Plagen;
 So wie ein starker Strom, entfährt mein Heulen mir.
 Was ich zuvor besorgt, muß ich Elender tragen!
 Was meine Furcht gedroht, das kömmt, das ist schon hier!
 Wie glücklich war ich nicht? in Ruh, und in Vergnügen,
 Lebte ich die erste Zeit: ist bin ich Lebens satt!
 Und unter dieser Last muß ich ist fast erliegen,
 Die meines Schöpfers Hand mir aufgebürdet hat!

* * * * *

Neue Schriften.

I.

Memoriā saecularem Funeris et sepulcri
 D. Martini Lutheri recolere studet D.
 Carolus Gottlob Hofmannus S. S. Theol. Prof.
 Circ. Elector. Saxon. Generalis Superint. &c.
 Der Hr. General Superintendent D. Hofmann
 hat hier eine löbliche Probe seines Eifers für die
 reine evangelische Kirche gegeben, indem er den
 Sterbetag des theuren Luthers durch diese gelehrte
 Untersuchungs- und Widerlegungsschrift beehret:
 eines Mannes, der auf mehr als eine Art groß zu
 heißen

heissen verdienet. Er fertiget darinn hauptsächlich den Card. Bellarmin mit seinen Lügen von D. Luthers Leiche ab, die er dem Cochleus nachgeschrieben; und zeigt, daß sich die Päbster in solchen Lästerungen selbst widersprechen. Auch Carl Creuzius, und Naimburg werden so wohl, als Weislinger, mit ihren Falschheiten zu Schanden gemacht; wie denn auch Bänle und Gottfried Arnold nach Verdienste gezüchtigt werden. Darauf zeigt er die Quellen an, daraus er die Historie von D. Luthers Tode geschöpft, und erzählt sie selbst mit einer schönen und fließenden lateinischen Schreibart. Es ist dieser Historie noch ein Anhang beygefügt: dieser enthält I. Philipp Melancthons lateinische Leichenrede auf des Verstorbenen Luthers Tod. II. D. Bugenhagens Leichenpredigt, die er zu Wittenberg auf denselben gehalten. III. D. Justi Jonæ Leichenpredigt, zu Eisleben gehalten. IV. M. Michaelis Cölii Leichenpredigt, eben daselbst gehalten. Im Anfange ist ein saubres Kupfer befindlich, welches das Bildniß Lutheri, wie er im Sarge gelegen vorstelllet; so wie solches als ein Originalstück auf der hiesigen Paulinerbibliothek aufbewahret wird.

II.

Zu dem erbaulichen Andenken des Sterbetages unsers sel. Hrn. D. Martin Luthers, wurde die Gemeine des Hrn. in Wittenberg, am 18. Febr. 1746. als an dem zweyhundertjährigen Gedächtnistage seines sel. Abschiedes aus dieser Welt ermahnet, von D. Carl Gottlob Hofmann, General Superintend.

Wittenb. Berl. Joh. Joach. Ahlfeldt. in 4. Dieses ist eine geistl. Gedächtnißrede, die mit der dem Hrn. Verfasser gewöhnlichen Beredsamkeit abgefasset ist; und sehr viel Lob verdienet.

III.

De Concilio Tridentino ex morte Lutheri ante victoriam triumphante, differit et parentalia D. Martino Luthero XII. Cal. Mart. adornata indicit, Ioach. Sam. Weickhmann. S. S. Theol. D. eiusd. in Acad. Wittenb. Prof. P. O. et Alumn. Elect. Ephorus. Diese wohlgeschriebene Einladungsschrift kündigt eine Rede an, die der Hr. Doctor Weickhmann, gleichfalls Luthero zu Ehren gehalten hat; und die man noch im Drucke zu gewarten hat. Weil der Inhalt dieser Schrift in unsern Bezirk nicht läuft, so sagen wir nichts mehr davon.

IV.

Ode in welcher der sterbende Lutherus an dem zweyhundertjährigen Gedächtnistage seines seligen Todes den 18 Febr. zu Wittenberg in der Stadt seines Begräbnißes besungen worden, von Christian Friedrich Zeibich. Wittenberg. bey Ahlfeldten in 4. 3. Bogen. Weil es billig war, daß auch die deutsche Poesie, ihrem großen Verbesserer zu Ehren sich hören ließe, nachdem sie nach seiner Zeit schon viel höhere Stufen der Vollkommenheit erstiegen; so ist der Verfasser gegenwärtiger wohlgerathener Ode sehr zu loben, daß er seine Muse mit einem so edlen Gegenstande beschäftigen wollen. Er hat
dadurch

dadurch eine schöne Probe von seiner Dichtkunst abgelegt: es ist nur zu bedauern, daß er hin und wieder ein wenig gar zu sehr in die historische Schreibart gesunken, welches sich sonderlich für eine Ode nicht gar zu wohl schicket. Dieses hindert aber nicht, daß nicht noch viel schöne und erhabne Stellen darinn enthalten seyn sollten. Davon wir einige hieher setzen wollen. 3. E. die 7. Strophe heißt so:

Ja, lache nur, doch dir zum Schmerzen,
 Du stolzgethürmtes Capitol!
 Ja segne dich in deinem Herzen,
 Bey unsers Bergs erhöhtem Wohl.
 Wo Gottes Brunnlein stromweis fließen
 Sich vom Gebirg in Thäler gießen,
 Was ist's, daß sich die Tyber bläht?
 Umsonst der Hohn der sieben Hügel!
 Der weiße Berg führt Gottes Siegel,
 Darauf sein fester Grund besteht.

Die erste auf dem dritten Bogen, lautet so:

Ein solch Geleit in großer Menge
 Läßt schön, weil es den Todten ziert,
 Jedoch weit schöner das Gepränge,
 Dabey die Seele triumphirt.
 Wie schön! wenn jenes Chor von oben,
 Den selgen Geist zu Gott erhoben,
 Wie schön läßt das, ja wie geehrt!
 Wenn zu des Himmels Reichsgenossen,
 Mit so viel heiligen Feuerrossen
 Germaniens Elias fährt.

Und die eilfte auf demselben ist fast noch feuriger gerathen.

Man denkt des Himmels alter Gnade,
 Man denkt auch dein, man schaut dir nach,
 Man seufzt bey Zions Bundeslade:
 Wo ist der Gott Eliä hier?
 O Luther! reiß dich aus den Schatten
 Die dich so lang umnebelt hatten.
 Fürwahr man braucht ist deinen Geist!
 Jedoch die Hand ist nicht verkürzt,
 Die Dagon's Rumpf und Schädel stürzet,
 Und wunderliche Hülff erweist.

Kurz, man hätte aus diesem Stücke, durch bloße Auslassung des dritten Theiles der Strophen, ein vollkommen schönes Stück machen können.

V.

Historische Nachricht von der wittenbergischen Gedächtnißfeyer, des vor zweyhundert Jahren selig verstorbenen Herrn D. Mart. Luthers. Nebst einem Verzeichnisse der ihllebenden sämtlichen Hrn. Professorn, Rathsglieder und Geistlichen allhier. Wittenb. bey Ahlfeldten in 4. 3 Bogen. Die Schreibart in dieser Schrift eines Ungenannten ist rein und fließend, wie sichs zur Historie schickt; nur ist sie zuweilen mit weitläufig eingeschalteten Lobsprüchen gar zu sehr unterbrochen, wodurch die Sätze zu weitschweifig und unangenehm werden. Uebrigens wird es vielen angenehm seyn, den völligen Verlauf von dieser wittenbergischen Gedächtnißfeyer aus dieser Nachricht zu vernehmen, andern aber auch zu einer Aufmunterung wo nicht, gar zur Beschämung dienen.

VI.

Sammlung einiger auserlesener Gedichte, welche auf die von Sr. Königl. Maj. von Preußen erfochtenen Siege sind verfertiget worden. Berlin, bey A. Haude und Joh. Carl Spenern 1746. in groß 8. 4 Bogen. Diese Sammlung enthält erstlich unter dem Titel, freudiger Gedanken über den Sieg bey hohen Friedberg, eine wohlgerathene Ode von zehnzeiligten Strophen. Der Dichter hat sich nicht genennt, wird sich aber gewiß Ehre dadurch erwerben, wenn man ihn wird kennen lernen. Das II. Stück heißt das befrehte Schlesien, Siegesgedichte, entworfen durch Christian Gottlieb Stöckeln, von Münsterb. aus Schlesien, der deutschen Gesellschaft zu Fr. an der Oder Mitglied. Es ist in heroischen Versen abgefaßt, die uns von der frankfurtischen Gesellschaft einen sehr guten Begriff machen. Wer Pietschens Gedicht auf Carl den VI. kennt, der kann sich hiervon einige Vorstellung machen. Alles ist feurig und erhaben; doch sind die Verse voll Wohlklanges und ungezwungen. Das III. St. ist der Sieg bey Sorr, als eine Fortsetzung des vorigen, von eben demselben Verfasser. Es ist von gleicher Stärke mit dem vorigen. Das IV. ist eine Ode auf das eroberte Kosel. Hierinn herrscht viel Begeisterung und ein muthiges Feuer, welches sich in allen Strophen bis ans Ende zeigt. Sie ist aber kurz, und ohne Namen des Verfassers. Das V. Stück ist eine Ode auf den letzten Sieg des 1745. Jahres. Sie kömmt aber der ersten und vorigen Ode gar nicht gleich; weder
in

in Gedanken, noch in Ausdrückungen. Kurz, an ihrer Stelle würde die treffliche Ode des Hrn Prof. Stiffers in Stetin, die voriges Jahr in den berliner Zeitungen gemeldet worden, diese Sammlung weit besser gezieret haben. Es ist Schade, daß man dieselbe der Welt hier nicht mitgetheilet hat.

VII.

Trauerrede auf Se. Excell. den weil. Hochgebohrnen Herrn Arnold Christoph von Waldau, Rittern des schwarzen Adlerordens, Königl. Preuß. Generallieutenants von der Reuterer 2c. am Tage seiner feyerlichen Beerdigung vor Breslau den 17. Apr. 1743. gehalten, von M. Ernst Honern, Predigern des hochlöblichen Rhovischen Regiments. Breslau, in der baumannischen Erben Buchdruckerey, druckts Joh. Theoph. Straubel, Factor.

Der Hochehrw. Herr Verfasser dieser Leichenrede, der iho Superintendent zu Brandenburg in der Mark ist, hat darinn eine schöne Probe seiner Beredsamkeit abgelegt, die es verdient, daß sie andern angepriesen werde, ob sie gleich schon drey Jahre alt geworden, ehe sie uns zu Gesichte gekommen. Es ist in der Beredsamkeit und Dichtkunst anders, als in der Musik, wo nur dasjenige, was neu ist, hochgeschätzt, alles alte aber verworfen wird. Was hier einmal gut ist, bleibt es auch beständig, wird auch durch die Jahre nicht schlechter. Die Gedanken sind in dieser Rede edel, vernünftig und wahr; der Ausdruck ist regelmässig, natürlich, und doch erhaben. Das Lob selbst aber ist so männlich,
als

als gemäßigt, und wird eben dadurch glaublich, daß es nicht zu hoch getrieben ist. Kurz man hat Ursache zu wünschen, daß man ehestens mehrere Proben von der Beredsamkeit eines so starken Redners zu sehen bekommen möge.

VIII.

Geschichte der Juristenfacultät der Universität zu Rostock, aus den bisherigen Sammlungen der gelehrten rostockischen Sachen, und andern Quellen, gezogen, als der weitem Nachrichten einziges Stück, des Jahres 1745. Rostock. bey Fritschen in 8.

Da wir in dem vorigen Jahre von der Universität zu Königsb. eine ausführl. Historie erhalten haben, so hat uns der berühmte Herr Doctor und Prof. Manzel auch einen Theil von der rostockischen Universitätshistorie liefern wollen. Nichts ist löblicher, als diesen Theil der gelehrten Geschichte aus der Vergessenheit zu retten, so lange noch Urkunden, Denkmäler und Nachrichten davon vorhanden sind; die mit der Zeit verlohren gehen könnten. In dieser mühsam und wohl ausgearbeiteten Schrift findet man zwar nur von der Juristenfacultät zu Rostock eine zureichende Nachricht: aber auch diese Arbeit verdient allen Dank; weil sie vielleicht eine andre Feder anreizen wird, auch von den übrigen Facultäten ein gleiches zu leisten.

IX.

Kurze Abhandlung von der Moralität der Schauspiele, wobey zu Anhörung eines Trauerspieles Oedipus, genannt, welches den 7. 9. und 10. Febr. Nach-

dieses 1746. Jahres auf dem Zellischen Rathhause Nachmittags um vier Uhr aufgeföhret werden soll, eingeladen wird, von Johann Heinrich Steffens, des Lncei Conrectorn. Zelle in 4. 2 Bogen.

Der geschickte Herr Conrector Steffens zu Zelle hat es für rathsam und thulich befunden, die ihm anvertraute Jugend, auch durch Aufföh rung eines Schauspieles, in dem guten Vortrage dessen, was sie gelernet hat, zu üben. Da nun diese Art der Schulübungen, die von den größten Männern, als Luthero, Berensfelsen und andern mehrern gebilliget worden, in Zelle niemals gewöhnlich gewesen: so hat er es für nöthig gehalten, vielen, die dagegen mit Vorurtheilen eingenommen seyn möchten, erst einen bessern Begriff davon bezubringen. Dieses hat er durch diese Einladungsschrift zu vollföhren gesucht, und darinn ganz deutlich gezeiget, daß es 1) heute zu Tage viel schwerer sey, ein gutes Schauspiel zu verfertigen, als im vorigen Jahrhunderte, da die wahren Regeln guter Schauspiele in Deutschland so bekannt noch nicht waren, als sie seit 15. Jahren geworden. Sodann zeiget er 2) daß die Schauspiele, weder verwerflich, noch schädlich; sondern der studierenden Jugend nützlich sind; sonderlich aber die Trauerspiele. Hier entdeckt er die falschen Schlüsse, die von etnigen, wider diese Uebungen gemacht zu werden pflegen. Endlich zeigt er, daß er sich dießmal, die Geschichte des berühmten thebanischen Königes Oedipus dazu ersehen habe; und eröffnet, wie er dieselbe, zu dreym verschiednenmalen, von verschiedenen Personen werde aufföhren lassen.

lassen. Es ist uns aber bekannt worden, daß die vornehmen Zuschauer dieser Vorstellung, auch an einer dreyimaligen Vorstellung dieses Stückes nicht genug gehabt, sondern noch die vierte und fünfte gefordert und erhalten haben. Von dem bereits gedruckten Oedipus, wollen wir nächstens mehrere Nachricht geben. Hier merken wir nur an, daß bey dieser Einladungsschrift außer dem Inhalte des Trauerspiels, auch die Arien enthalten sind, die nach dem Vorredner, zwischen den Aufzügen, endlich auch vor und nach dem Nachredner, musikalisch aufgeführt worden.

X.

Da wir neulich ein Verzeichniß von den Schriften zu geben gesucht, die zu Königsberg in Preußen, seit dem zweyten Jubelfeste der dasigen Universität, im Drucke erschienen: so sind uns nach der Zeit noch folgende bekannt geworden, die ihrer guten Art und Absicht halber gekannt zu werden verdienen.

1) Unterthänige Lobrede, welche der durchlauchtigsten Asche Albrechts, des ersten Herzoges in Preußen, eines gnädigen Beförderers der Gelehrsamkeit, bey seiner dankbaren Tochter, der Albertine, zweytem Jubelfeste, im Namen der freyen Gesellschaft gewidmet hat, Reinhold Martens, aus Königsberg in Preußen den 29. des Augusts 1744. in 4. 2 Bogen.

2) Als Se. hochwohlg. Excell. Herr Joh. Ernst von Wallenrod, Sr. Kön. Maj. in Preuß. geheimter Staats und Kriegsminister, von dero Gesandtschaft, im Jenner 1745. mit vielem Ruhme beglückt zurück kamen, hat dieselben im Namen der freyen Gesellschaft

Schaft unterthänig bewillkommet, Joh. Carl Halter, aus Riesenburg in Preußen, in 4. in Versen.

3) Das Lob der Einigkeit hat bey dem abermal gefeyerten Stiftungstage der freyen Gesellschaft, in einer Rede entworfen, Christian Friedrich Regge, aus preußisch Litthauen den 11. des Månmonats 1745. in 4.

4) Das an Friedrichs seines unüberwindlichen Königes, höchsterfreulichem Geburtsfeste über den siegreichen Frieden, frohlockende Preußen, hat im Namen der freyen Gesellschaft allerunterthänigst vorgestellt, Johann Carl Halter, aus Riesenburg in Preußen in 4. 1746.

5) Die Heldenthaten des großen Friedrichs, hat an dem höchsterfreulichen Friedensfeste, in der freyen Gesellschaft, in folgender Rede bewundert, David Bruhn, aus Memel in Preußen 1746. in 4.

Es ist zu merken, daß diese freye Gesellschaft unter der Aufführung, des Herrn Hofrath Güthers, Graec. Lingu. Prof. Extr. und der Wallenrodischen Bibliothek ansehnlichen Bibliothecarii, eines sehr geschickten Redners, und gelehrten Mannes steht. Es hat derselbe eine Historie Friedrichs des I. Königes in Preußen, aus lauter Schaufennigen und Gedächtnismünzen, unter Händen; die ehestens nach dem Muster der Histoire Metallique de Louis XIV. mit Kupfern, im Drucke erscheinen dürfte.

